UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Coll. / Key.

Gottsuchers Wanderlieder.

G.
88186

Gottsuchers Wanderlieder.

Dichtungen

von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuss.

205084
9:9:26

Stuttgart.
Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.
1898.

Germany

Dem Andenken

meiner

Lieben.

„Ich lasse dich nicht,
Du segnest mich denn!“
1 Mose 32, 26.

Wetter.

Ein Vorspiel.

Durchrauscht ein Wind den Lebensbaum,
Dann zittern schauernd seine Blätter.
Ist's Todesahnen? Frühlingstraum?
Eins ist es sicher: Wetter, Wetter!

Das Wetter kommt, das Wetter geht,
Viel dürre Zweige brechen nieder,
Manch grünes Blättlein wird verweht —
Verwehte Blätter meine Lieder!

Und ob sie auch vergänglich sind,
Dereinst verstreut nach Süd und Norden —
In Regen, Sonnenschein und Wind
Sind sie gewachsen und geworden.

Aus Wurzelsaft und Lebensmark
Sind sie gezeugt im Wetterzwange.
Stark war die Glut, der Sturm war stark,
Und manche Stunde bange, bange!

Und wenn der Baum die Zweige rang
Nach oben wild im Sturmgeſchmetter —
War's Fluch? War es Gebetes Drang?
Eins war es ſicher: Wetter, Wetter!

Ob er zum Fluch die Zweige ballt,
Ob er ſie faltet zum Gebete —:
Ihn zwingt die nämliche Gewalt,
Daß er vor Gottes Antlitz trete.

Er zürnt dir nicht, der Große Geiſt,
Weil du ihn ſuchſt in Zweifelsqualen,
In grimmer Sehnſucht zu ihm ſchreiſt
Und mit ihm ringſt in finſtern Thalen . . .

. . . In dieſer großen Allnatur
Gleicht doch kein Blättlein einem andern,
So ſind auch dieſe Lieder nur
Ein ewig Wechſeln, ewig Wandern.

Und rauſcht ſo mancher Widerſpruch
Durch altes Laub und neue Blätter,
Auch Jugendthorheit noch genug —
So denket nur: — 's iſt Wetter, Wetter!

Berlin, im Oktober 1898.

Junge Kämpfe.

Der Springquell.

Laßt des Springquells Silberstrahlen
Aufwärts sprudeln hoch und licht,
Einen Regenbogen malen,
Der in Thränen niederbricht!

Denn er strebt in ew'gem Ringen
Nach des Himmels Spiegelbild
Und muß immer doch zerspringen,
Weil er nie sein Sehnen stillt.

Trümmer sind die Tropfen alle,
Scherben jenes Spiegels nur,
Aber nach dem jähen Falle
Führt sie doch des Himmels Spur.

Mutig sammeln sie sich wieder,
Funkelnd steigen sie empor: —
Also blitzen meine Lieder
Aus des Lebens Quell hervor!

Also stürzt mein Lied voll Thränen,
Bis es wieder aufwärts steigt;
Doch das wilde Jugendsehnen
Wird im Alter still und schweigt.

Sieh! Dann läutert sich die Welle,
Ruhig wird sie, hell und klar,
Auf die heilig-stille Quelle
Sinkt der Himmel wunderbar.

Steigt von seinen heil'gen Fernen
Nieder auf die stille Flut,
Spiegelt sich mit Mond und Sternen
In der Brust voll milder Glut. . . .

Darum laßt des Springquells Strahlen
Aufwärts sprudeln hoch und licht,
Einen Regenbogen malen,
Der in Thränen niederbricht!

Ein Traum im Allerheiligsten.

Ein bittrer Grimm durchtobte meine Seele, —
Ich war getäuscht in meinem Glaubenswahn,
Die Stufen zu dem Allerheiligsten
Stürzt' ich mit wildem Frevelmut hinan!
Sein Bild wollt' ich zertrümmern und zerschlagen,
Das mich belog auf meines Herzens Fragen.

Ins Allerheiligste! Ich brach die Pforten
Und stürzte wild dem Gottesstandbild zu,
Das sich auf seines Sockels hohem Fuße
Erhob in hehrer, tiefer Gottesruh':
„Die Zeit ist hin, da ich dem Truge glaubte!"
Und schwang die Waffe über meinem Haupte.

Und nieder stürzten meines Hammers Schläge.
Ich traf das Haupt, das ich so lang verehrt,
Ich traf die Brust, die mich so lange hegte,
Ich traf die Hand, die mich so lang bewehrt!
Und rasselnd rollten die zerschlagnen Glieder, —
Ich aber stürzte tief ermattet nieder.

Als ich nach qualvoll-schwerem Schlaf erwachte,
Da ward's in meinem Geiste furchtbar Tag: —
Heil war das Bild, das ich zertrümmert dachte,
Mein eignes Herz traf meines Hammers Schlag,
Mein eignes Herz zerschlug ich voller Qualen, — —
Gott aber glänzte in den alten Strahlen!

Was sind die Sterne?

„Was sind die Sterne?“ fragt' ich oftmals spät,
Auf meinem Bette knieend im Gebet.
Und Antwort gab mir eine Stimme lind:
„Die Sterne sind viel tausend Engelein,
Die senden Strahlen in dein Herz hinein,
Aus denen sich dein goldner Traum entspinnt.“
Ich war — ein Kind!

„Was sind die Sterne?“ fragt' ich später oft,
Wenn jäh zerschellt, was sich mein Herz erhofft,
Die dunkle Nacht ihr dunkles Lied begann.
Da gab sie mir die Antwort: „Jeder Stern
Ist eine Thräne auf dem Kleid des Herrn,
Die, ihm zum Schmuck, aus deinem Auge rann.“ —
Ich war — ein Mann!

Menschenlos.

Viel tausend Sterne glühen
Am hohen Himmelszelt,
Viel tausend Blumen blühen
Auf tiefem Erdenfeld.

Viel tausend Sterne sinken
In ihres Himmels Schoß,
Und Ewigkeit zu trinken,
Das ist ihr herrlich Los.

Viel tausend Blumen sterben
Am treuen Mutterschoß,
Und solchen Tod erwerben,
Ist auch ein schönes Los.

Doch, wie der Mensch: — nicht wissen
Sein echtes Vaterland,
Von Erde und Himmel zerrissen
Und keinem zuerkannt,

Mit tausend Wunden sinken
Zum fremden Erdenschoß, —
Ach! solchen Tod zu trinken,
Das ist ein elend Los!!

Monolog eines Wahnsinnigen.

Wahrheitrauschende Musik,
Brich aus meinem Geist hervor,
Tönt ihr Kampfesstimmen alle
Schauerlich im finstren Chor!
Denn des Glaubens matte Leuchte
Warf ich in die Flut, die feuchte,
In die Flut des Lethestroms!

Nun der Himmel mir verschlossen,
Giebt's auch keine Hölle mehr,
Und die Wahrheit ist erstanden,
Die der Sarg des Wahns so schwer
Bannte in das Reich der Toten
Mit den nassen, blutigroten
Nägeln eines Martyrtums!

Ja, die Wahrheit ist erstanden,
Ja, die Wahrheit ist auch hell, —
Wie der Knochen, der gebleicht wird
Von des Lethestromes Well'!
Und das modernde Gerippe
Bricht voll Hohn des Glückes Krippe,
Die den Heiland uns bewahrt.

Furchtbar dröhnen Donner droben
Krachend meinen ew'gen Fluch,
Und mein Himmel ist verhangen
Von der Wolken schwarzem Tuch.
Manchmal nur im Blitzgefunkel
Schau' ich durch das tiefe Dunkel
Gott in finstrer Majestät.

Ja, die Blitze des Gedankens
Spalteten mein Herz entzwei,
Klaffend bluten seine Wunden,
Aber ohne Schmerzensschrei.
Gott erschuf uns schon voll Tücke
Mit den Waffen, die zurücke
In das eigne Herz sich bohren.

Was bedarf ich seines Himmels?
Trug und Schein nur ist sein Glanz!
Wahrheit, klapperndes Gerippe,
Dich lad' ich zu meinem Tanz,
Und durchs trügerische Leben
Laß uns selig-heiter schweben
Tanzend in das Reich des Nichts!

Wahnsinn nennt ihr meine Worte,
Doch ich lache eurer nur;
Narren seid ihr, Seifenblasen
Und ein Spielzeug der Natur.
Lachen will ich eurer, lachen,
Wenn die Donner furchtbar krachen,
Und die Blitze mich vernichten....

Giebt es drüben einen zweiten Himmel?

Giebt es drüben einen zweiten Himmel,
Der des Nachts auf uns herniederschaut
Mit dem rätselhaften Sterngewimmel,
Mit der Sphären ahnungsvollem Laut?

Wohl, Du sagst uns: Wonnen über Wonnen
Strömen dort auf unsren Geist herab;
Schlürfend aus des ew'gen Lebens Bronnen,
Lernen wir vergessen Tod und Grab.

Selig sollen wir dort oben werden,
Und das letzte Ziel ist Ewigkeit!
Selig? Wir? Die Kinder dieser Erden?
Selig, ohne Sehnsucht, Kampf und Leid?

Ach! Ich kann den Himmel nicht verstehen,
Ach! Ich bin ein Mensch, ein schwacher, nur,
Und nach harten Kämpfen zu vergehen, —
Dazu schuf die Mutter mich, Natur!

Nur das Glück vermag ich zu erfassen,
Das wie eine Insel fern erglänzt
In dem Meer von Lieben und von Hassen,
Von der Kampfeswogen Schaum bekränzt.

Doch ein Glück als Gnade zu ertragen,
Nicht als wohlverdienten Kampfeslohn, —
Dazu bin ich — um es frei zu sagen —
Nur zu sehr — ein stolzer Erdensohn!

Sieh, ich bin ein Enkel der Titanen,
Bin ein ew'ger Kämpfer auf der Welt
Und ich wandle meine ew'gen Bahnen
Wie der Stern an Deinem Himmelszelt.

Und mein Zweck ist ruheloses Sehnen,
Und mein Ziel ist ruheloser Kampf,
Unbekümmert um des Blutes Thränen,
Unbekümmert um der Wogen Dampf.

Sieh, auch ich will stürmen Deinen Himmel,
Aber nicht, um selig, so wie Du,
Hinzuschwelgen fern vom Kampfgetümmel,
Träg' in unverdienter Gottesruh.

Nein! Um nur ein wenig mich zu strecken
Hin auf Deiner Polster weichen Sitz,
Lässig nach dem Donnerkeil zu recken
Meine Hand zum Spiel mit Deinem Blitz!

Und um Deinen Nektar nur zu kosten,
Als ein ungelad'ner Tafelgast,
Mag der Wonnenbecher dann verrosten —
Weiter zieht es mich in wilder Hast!

Weiter! Weiter! — wo noch Tiefen gähnen,
Da hinein kein Ahnungsdämmer fiel, —
Denn mein Zweck ist ruheloses Sehnen,
Ruheloses Kämpfen ist mein Ziel!

Titanenandacht.

Felsen türmst Du auf das Herz uns,
Und das sollen wir ertragen?
Und zermalmst es uns in Stücke —
Sprich, wie soll es ruhig schlagen?

Wozu gabst Du denn das Herz uns,
Wenn nicht Lieb und Grimm zu fühlen?
Nein! Die hellen Zornesgluten
Soll uns keine Thräne kühlen!

Soll der Hammer Deines Willens
Härten unser glühend Herze,
Darf kein Blitz ihm da entsprühen,
Wie er aufzuckt selbst vom Erze?

Selbst vom toten Erze aufzuckt,
Prasselnd unter grimmen Schlägen,
Wenn die Bälge wütend schnauben
Und die glüh'nden Kohlen fegen?!

Nein!! Auch unsres Zornes Funken
Sollen zischend aufwärts spritzen,
Aufwärts zu dem großen Schmiede
Aus des Herzens blut'gen Ritzen!

Grimmen Zornes wildes Knirschen,
Nicht ein lämmerfrommes Aechzen, —
Das ist der Titanen Andacht,
Wenn die Flammen sie umlechzen!

Wenn die Hämmer dröhnend krachen,
Sollen auch die Funken stieben;
Denn Titanengrimm ist prächtig,
Prächtig wie Titanenlieben!

Doch von des Olympos höchster,
Sonnbeglänzter Wolkenzinne
Schaust Du, großer Meister, nieder
Und Du hältst im Hämmern inne;

Siehest Deine rechten Kinder
Leuchten in des Zornes Schöne,
Und — Du denkst an Deine Jugend,
Lächelnd freust Du Dich der Söhne!

Nach geschlagener Schlacht.

Verstummt, ihr wilden Kampfestöne,
Ihr Winde, rührt die Saiten nicht,
Du, bleicher Mond, bestrahle trauernd
Die Wahlstatt mit dem Totenlicht,
Und meine Seele schweb' darüber,
Von schweren Zweifeln bang gewiegt:
Der Kampf ist aus, die Schwerter schweigen,
Und der Gedanke hat gesiegt!

Auf meines Herzens Wahlstatt liegen
Die toten, stummen Kämpfer all';
Hoch ging ihr Streben, hoch ihr Hoffen,
Und darum war so tief ihr Fall!
Ihr Blut rinnt langsam durch die Stätte,
Bleich ist ihr Antlitz, stumm ihr Mund, —
Nun bist du wehrlos, mut'ge Seele,
Zerbrochen ist dein starker Bund!

Da liegt der Glaube, tief getroffen
Von des Gedankens scharfem Speer,
Ein Himmelsknabe, heiter lächelnd,
Doch noch im Tode leuchtend hehr.
Dort liegt erstarrt das Mädchen Hoffnung;
Schreck zeigt ihr Auge groß und weit,
Verwelkt in ihrer Hand die Blumen,
Vom heißen Licht der Wirklichkeit.

Und auf die Kämpfer beugt verzweifelnd
Die bleiche Sehnsucht sich herab;
Und klagend ringt sie ihre Hände
Und wünscht sich selber in das Grab;
Sie aber ist verdammt zum Leben,
Muß ihre Wünsche sterben sehn,
Denn mit dem Herzen nur gemeinsam
Kann seine Sehnsucht auch vergehn!

Sühne.

Der Menſch iſt eine Blume,
Die den Garten des Höchſten ſchmückt,
Doch wird ſie zu ſeinem Ruhme
Von der Flur des Lebens gepflückt.

Aus gebrochenen Blumen windet
Der Höchſte ſich ſeinen Kranz;
Die Blume duldet und ſchwindet
Und ſühnt ihren flüchtigen Glanz!

Der Traum ist süss.

Der Traum ist süß, er trägt uns von dem Ort
Des Kummers und der Sorge fort.
Doch auch den Traum durchbebt
Mit leisem Schlag,
Was wir erlebt
Am heißen Tag!
Der Traum ist süß; doch süßer noch als er
Ist eines tiefen Schlafes Meer,
Das uns entreißt dem rauhen Erdenland
Und fortspült von dem Lebensstrand.

Der Schlaf ist süß; doch kurz nur währt sein Glück: —
Die Woge wirft uns bald zurück.
Der alte Kampf beginnt,
— Wir sind erwacht! —
Die Thräne rinnt,
Der Tau der Nacht.
Der Schlaf ist süß, doch süßer ist der Tod;
Er bringt uns nie ein Morgenrot,
Er löst uns von der Menschheit ew'gem Fluch
Und löscht uns aus dem Namenbuch.

Der Tod ist süß. Doch ach! ein Lichtstrahl trifft
Aufs neu' die schon erloschne Schrift:
Küßt wach die Blume bald
Aus unsrem Staub,
Der Glutgewalt,
Des Sturmes Raub.
Der Tod ist süß, doch süßer ist das Nichts,
Geborgen vor dem Strahl des Lichts,
Der tiefsten Ruhe ungedachter Ort,
Vergessen von dem Schöpfungswort!

Die Stunde.

Hast du den tiefsten Schmerz erprobt,
Hast du die Stunde je erlebt,
Wo all dein Glück in Trümmer sinkt,
Und bang dein Herz um Liebstes bebt?

Das ist die Stunde, wo zu Gott
Noch einmal aufblickt das Gemüt,
Und auf des Herzens Herbstesflur
Ein letzt' Gebet vereinsamt blüht!

Gottsuchers Frühlingslied.

Es spielt der Lenz die alte Weise,
Die alle Erdenwunden heilt;
Er hat auch mich auf meiner Reise,
Den müden Wanderer, ereilt.

Er stößt mit übermächt'gem: „Werde!"
Des Blitzes Speer am Wolkenschaft
Tief in die Brust der harten Erde
Und löst sie aus des Winters Haft.

Sie schlägt in weicher Lüfte Kosen
Die blauen Veilchenaugen auf,
Es spritzt ihr Blut in roten Rosen
Aufs grüne Kleid in tollem Lauf.

Befreiend stürzen ihre Thränen
In tausend Flüssen in das Thal —
O wollustvolles Frühlingssehnen!
O schöne, wilde Frühlingsqual!

Hier kann ich erst mein Ich begreifen,
Den Widerspruch, aus dem ich bin,
Den Drang zu unbegrenztem Schweifen
Und meiner Qualen tiefen Sinn.

Mir ist, als hört' ich's fragen leise,
Als ob Natur, die Göttin, spricht:
„Entfremdet Kind, wohin die Reise?
Erkennst du deine Mutter nicht?"

Gottsuchers Herbstlied.

Einst sucht' ich in den duft'gen Blütenarmen,
Am lustgeschwellten Busen der Natur
Zur wahren Gottesliebe zu erwarmen —
Es war ein Traum des Frühlings nur!

Jetzt such' ich Gottes Auge nicht im Leuchten
Brünstiger, zeugungstrunkner Frühlingsnacht,
Wenn ihrer Wimpern Saum, dem wollustfeuchten,
Der Blitz entzückt in heißer Pracht.

Nicht in der Stunde, wo das All, das große,
Ins Daseinselend stößt die Kreatur,
Und sie sich löst aus Gottes Ruheschoße,
Enthüllt die Liebe ihre Spur.

Und lacht getäuscht der Frühling auch in Thränen,
So sind's doch Thränen immer, die er weint,
Erpreßt dem unbewußten tiefen Sehnen,
Dem niemals hier Erfüllung scheint.

Nein, Gott enthüllt sich nur im Herbst der Leiden,
Wenn das Geschaff'ne wahr und tiefbewußt
Sich sehnt aus dieser Welt des Seins zu scheiden,
Zurück an seine Liebesbrust.

Und nur das Herz hat Teil am Gottesreiche,
Das mit dem Schmerze dieses Sehnens schlägt,
Und auf das Leid der Kreatur die weiche,
Die sanfte Hand des Mitleids legt.

Drum such' ich Gott nicht in des Frühlings Wiegen,
Nein, auf des Herbstes todbesäter Flur,
Wenn schlummertrunken sich die Blumen schmiegen,
Welk, an den Busen der Natur.

Das verlorene Paradies.

Den tiefen Sinn will ich euch künden
Von dem verlornen Paradies,
Aus dessen blumenreichen Gründen
Der Herr den ersten Menschen stieß.

Das Paradies — es steht noch offen;
Kein rachedurst'ger Cherubim
Verwehrt dem kindlich reinen Hoffen
Den sanften Blumenpfad zu ihm.

Das lichte Reich des Glaubens breitet,
Das Paradies, die Arme aus,
Und jede Kindesseele schreitet
Ins gastlich offne Vaterhaus.

Doch wer, in dunklen Drang verloren,
Wie Gott zu werden, kühn verlangt;
Weil er sich fühlt aus Gott geboren,
Nach der Erkenntnis Früchten langt;

Wer mit ihm teilen will die Krone
Als Gottes ebenbürt'ger Sohn,
Den schleudert er von seinem Throne
Hinab in finstrer Knechtschaft Frohn'.

Er zieht ums Paradies die Schranke,
Und seine heil'gen Pforten wehrt
Der Racheengel, der Gedanke,
Der Cherub mit dem Flammenschwert!

Sonntagsmorgen!

Sonntagsmorgen . . .
Tiefe Stille,
Tiefer Friede
Auf der Erde.
Und vom Himmel
Schweben weiße
Engel nieder,
Und aus goldnen
Funkenhellen
Schalen gießen
Sie hernieder
Ströme Lichtes,
Die sie schöpften
Aus der Sonne
Glutenbronnen.

Und von süßen
Schlummerdüften
Noch umfangen,
Ruhen schweigend
Alle Fluren,
Und die Wälder
Schütteln schläfrig
Ihre hohen
Kronenhäupter . . .

Sieh, es funkelt
Und es schimmert,
Denn des Lichtes
Goldner Regen
Träuft hernieder
Auf die Gräser,
Auf die Blumen,
Auf der Bäume
Dunkle Blätter ...

Blitzend stehen
Nun die Fluren,
Wie in Flammen
Alle Bäume,
Uebermächtig
Anzuschauen!
Und sie rauschen
Und sie brausen
Tiefe, schöne
Prunkgesänge,
Uebermächtig
Anzuhören!

Doch mit sanftem
Säuseln regen
Sich die Gräser
Auf dem Felde,
Und es mischen
Sich der Blumen
Glockenhelle,
Reine Stimmen
Lieblich klingend

In den tiefen
Uebermächt'gen
Chor des Waldes. —

In den süßen
Traum der Vögel
Klang ein Rauschen
Und ein Singen;
Tiefe, schöne,
Leise, mächt'ge
Stimmen drangen
In die Stille
Ihres Schlummers.
Und sie jauchzen
All' erwachend:
„Sonntagsmorgen!
Sonntagsmorgen!" — —

Gläubig betet
Die Natur, in
Gottes Allmacht
Tief versunken. — — —

Warum schweigst du,
Dunkles Herze?
Hast du etwa
Minder Lichtes
Wohl empfangen,
Als die Gräser,
Als die Blumen,
Als des Waldes
Hohe Riesen,
Als die Vöglein
In dem Walde?

Haſt du etwa
Mehr zu leiden,
Als die Blume,
Die mit Schmerzen
Aus der Knoſpe
Sich zur Blüte
Muß erſchließen
Und verwelken
Und verblühen
Und vergehen
Muß wie du?

Haſt du etwa
Mehr zu leiden,
Als des Waldes
Hoher Rieſe,
Der den Stürmen
Und dem Wetter
Und den Blitzen
Mächtig trotzen
Und verdorren
Und verwelken
Und vergehen
Muß wie du?

Haſt du etwa
Mehr zu leiden,
Als das Vöglein
In dem Walde,
Das dem Winde
Und dem Regen
Und dem liſt'gen
Feind im Walde
Preisgegeben, —

Sorgen, mühen
Und ein Körnlein
Sich erhaschen
Und erkranken
Und erdulden
Und vergehen
Muß wie du? . . .

Heller Glocken
Klänge gleiten
Auf des Windes
Weichen Flügeln
Durch die Thäler,
Durch die Fluren,
Durch den weiten,
Friedevollen,
Stillen Tempel
Der Natur.

Traum der Kindheit,
Sonntagsmorgen
Meines Lebens,
Komm hernieder,
Den ich trotzig
Murrend einstmals
Abgeschüttelt!
Beuget euch, ihr
Starren Kniee,
Sinket nieder,
Wie ihr einstmals
Niedersankt am
Sonntagsmorgen!

Bete, meine
Seele, wieder
Mit den Gräsern,
Mit den Blumen,
Mit des Waldes
Hohen Riesen — —
Sonntagsmorgen!
Sonntagsmorgen!

An Gott!

Schwer traf mich deine Hand! Ins Mark der Knochen
Schlug mir dein Blitz in Nacht und Sturmesgraus.
Du bist der Stärkere! Ich bin gebrochen,
Und mit dem Trotz der Jugend ist es aus!

Einst war ich stark! — Ach, Herr! ich kann nicht lügen:
Mich reut nicht meiner Jugend Ueberkraft,
Mich reut auch nicht ihr stolzes Ungenügen,
Mich reut nicht meine heiße Leidenschaft!

Doch dank' ich dir, daß du mit Blitz und Wettern
Zerschlugst den Thoren, der sich Gott geglaubt:
Nicht niedrig ist's, was Stürme jäh zerschmettern,
Nein, nur der Eichen stolzes Kronenhaupt!

Noch fühl' ich deiner Flammen Mäler rauchen,
Noch quillt's vom Herzen blutig mir hinauf,
Doch schon am fernen Horizonte tauchen
Die Morgensterne deines Friedens auf.

Wellenschaum und Rosentraum.

Ein Jugendmärchen.

1.

Der Sturm ſchwingt ſeine Geißel,
Die Wogenroſſe ſchäumen,
Sie jagen ihre Bahnen
Auf weiten Meeresräumen;

Bis ſie zuſammenſtürzen
Und ihre Kraft verſagt;
Dann hört man wohl, wie grollend
Der Gott der Tiefe klagt!

2.

Mitleidsvoll den dunklen Tiefen
Ist des Meeres Fürst entstiegen,
Auf die wildempörten Fluten
Läßt er seine Blicke fliegen;
Perlentropfen rinnen hüpfend
Ihm vom weißen Barte nieder, —
Seine kleinen, muntern Kindlein,
Spielend um des Alten Glieder.

Und er bricht in düsterm Grimme
Schnell des Sturmes Geißelruten,
Legt die geisterhaften Hände
Auf die schmerzdurchwühlten Fluten;
Seine Wogenrosse glättet
Er mit liebevollem Streicheln,
Bis sie willig ihm zu Füßen
Liegen und ihn lieb umschmeicheln.

Dann läßt er die kleinen Wellchen
Spielen mit dem Mondeslichte,
Schaut dem Spiel noch eine Weile
Zu mit lächelndem Gesichte,
Steigt dann nieder in der Tiefe
Unermess'ne, dunkle Räume,
Um sie ruhig auszuträumen
Seine alten, kühlen Träume.

3.

Lieblich am Strande
Im tau'gen Geschmeid,
Prangt eine Rose
Im bräutlichen Kleid.
Liebchen erwartet dich, Falter!

Grünende Zweige
Breiten ihr Dach
Ueber der Blume
Bräutlich Gemach.
Liebchen erwartet dich, Falter!

Und von der Ferne
Eilet die Well',
Kränzt mit dem silbernen
Schaum seine Schwell'.
Liebchen erwartet dich, Falter!

Und auf den Zweigen,
Rauschend im West,
Flöten die Vögelein
Lieder zum Fest.
Liebchen erwartet dich, Falter!

Sonne, die leuchtende,
Liebenden hold,
Wirft in das Brautgemach
Funken von Gold.
  Liebchen erwartet dich, Falter!

Sonne und Vögelein,
Zweige und Well'
Bringen die Gaben
Der Liebe zur Stell':
  Alle erwarten dich, Falter!

Lieblich am Strande
Im tau'gen Geschmeid
Harrt eine Rose
Im bräutlichen Kleid:
  — Aber wann kommst du denn, Falter?

4.

Ermüdet von der Liebe langem Warten,
Der Tag entflieht,
Des Schlummers goldnes Strahlennetz im Garten
Der Abend zieht.

Die Blume nur strömt ihre süßen Düfte
Jetzt all' hervor,
Und schickt den Weihrauch in die Abendlüfte
Zu Gott empor.

Und ihre süßen Rosenlippen lallen
Ein fromm Gebet;
Für ihn, den sie so innig liebt vor allen,
Bangt sie so spät.

Mitleidig eine Welle kommt gegangen,
Die spricht zu ihr:
„Mein süßes Kind, den du ersehnst mit Bangen,
Den bring' ich dir.

Die dich so oft mit Liebesglut umfingen
Im Abendrot,
Er hebt sie nimmermehr, die bunten Schwingen,
Denn — er ist tot!"

Da fuhr ein Zittern durch die Rosenglieder,
So kühl, so heiß!
Und leise beugte sie ihr Köpfchen nieder
Und klagte leis:

„Die mich so oft mit Liebesglut umfingen
Im Abendrot,
Er hebt sie nimmermehr, die bunten Schwingen,
Denn er ist tot!!

Der feuchte Tod hat sich an sie gehangen,
So kalt und schwer!
Nun werden sie mich nimmermehr umfangen,
Ach, nimmermehr!

Nun magst du ihn in deinen Armen wiegen
Im Sarg von Schaum!
Ach! Nimmer, nimmer kann er zu mir fliegen,
Mein liebster Traum!“

5.

Lied der Wellen.

Wogend nun wiegen wir
Wallende Wellen,
Schäumend, den schlummernden,
Stillen Gesellen!

Ach! In den kühlen,
Welligen Armen
Kann doch der Falter
Nimmer erwarmen!

Weine nicht, liebliche
Blume im Lande,
Siehe, wir wiegen ihn
Schäumend am Strande!

Prangende Blumen, ihr
Blühet und bleichet,
Jeder, dem Liebe lacht,
Welket und weichet.

Wir nur sind ewig, wir
Wellen, die kühlen,
Weil wir die Gluten der
Liebe nicht fühlen.

Schlafe und träume nun,
Liebliche Leiche,
Die du gekoſtet
Vom irdiſchen Reiche.

Nun aber wollen wir
Wallende Wellen
Betten am Strande den
Stillen Geſellen:

Denn in den kühlen,
Welligen Armen
Kann ja der Falter
Nimmer erwarmen!

6.

Lied der Winde.

Brüder von Berg und Thal,
Schwebet nun allzumal
Freundlich hervor aus euren Gehegen;
Habt ja gespielt genug
Froh mit der Wolken Flug,
Schlummernd im schimmernden Grase gelegen!
Falter, noch einmal umschweben wir dich,
Falter, noch flüchtig beleben wir dich,
Mild und gerührt mit freundlichem Sinn,
Schwingen
Und bringen
Zum Liebchen dich hin.

Einmal noch hauchen wir
Flüchtiges Leben dir
Ein in die toten, frierenden Glieder;
Dann an des Liebchens Fuß
Legen mit letztem Gruß
Wir dich, den ewig Schlummernden, nieder.

Ach! Deiner Schwingen Staub
Ist längst der Wellen Raub!
Nimmermehr kannst du alleine nun fliegen.
Friert dich bei uns, Gesell'?
Siehe, mit luft'ger Well'
Wollen wir linde und weich dich umschmiegen!

Trauerndes Röslein rot,
Dich auch ereilt der Tod!
Einsam und bangend wirst du verblühen;
Denn auf der Erde weit
Ist nicht Beständigkeit,
Alles, ja alles muß einmal verglühen.

Und ach! Ein treu Gemüt
Ist gar so bald verblüht,
Muß zu den Lieben ins Schattenreich ziehen!
Aber wir Winde nur
Können auf flücht'ger Spur
Fröhlich dem fangenden Tode entfliehen.

Weil uns kein Liebesband
Fesselt ans ird'sche Land,
Weil wir von Freude zur Freude nur eilen,
Bald zu dem Sternenzelt,
Bald zu dem Blütenfeld,
Können wir ewig im Leben verweilen!

Falter, noch einmal umschweben wir dich,
Falter, noch flüchtig beleben wir dich,
Mild und gerührt mit freundlichem Sinn,
Schwingen
Und bringen
Zum Liebchen dich hin!

7.

. . . . Und als ihn die Rose erblickte
Zu ihrem Fuß,
Mit hangendem Köpfchen nickte
Sie letzten Gruß.
Noch einmal hat flüchtige Röte umfangen
Der Blume verwelkende, bleichende Wangen:
— Zum letztenmal!

Und als nun der Mond von den Höhen
Mild schaut' herein,
Da wollt' er ihr Leiden nicht sehen
Und ihre Pein,
Da nahm er die Wolken vom himmlischen Bogen
Und hat sie gerührt vor sein Antlitz gezogen
Und barg den Strahl.

8.

Und von der Stund' an löſte die Roſe
Leiſe vom Kelche Blatt auf Blatt,
Und die Blätter, duftig und loſe,
Wurden des Schmetterlings Lagerſtatt:
Schlafe, mein Liebling, o ſchlafe,
Bald ſind wir wieder beiſammen!

Und von der Stund' an löſte die Roſe
Leiſe vom Kelche Blatt auf Blatt,
Bis ſie ſelber, duftig und loſe,
Ihren Liebling begraben hat!
Schlafe, mein Liebling, o ſchlafe,
Nun ſind wir wieder beiſammen!

9.

Epilog.

— — Längst vergessen waren diese
Flücht'gen Liebesträume alle,
Aber jugendlich lebendig
Webten sie im Wogenschalle,
Und geschwätzig von des Südens
Grünumlaubtem Blütenstrand
Brachten sie die Wellen plätschernd
Weiter fort von Land zu Land.

Als ich einst am Meere träumte
Fern am nord'schen Strand, dem kahlen,
Junge Sehnsucht im Gemüte
Nach des Südens warmen Thalen,
Wo die Sonne täglich liebend
Einen ew'gen Lenz begrüßt,
Den sie selber aus der Erde
Reichem Busen aufgeküßt:

Als ich mir mit tiefem Sehnen
Von dem Herrn der ew'gen Sterne
Ach! ein Grüßen nur erflehte
Aus des Südens weiter Ferne,
Ach! nur einen Hauch vom warmen
Süden für mein nord'sches Lied,
Eine Stimme, die ein Märchen
Mir von seinem Strand verriet':

Sieh! Da hört' ich leiſe Worte
Zauberiſch vom Meer erklingen.
Es erhob ſich von den Wellen
Halb ein Sprechen, halb ein Singen.
So erzählten mir die Wellen
Dieſe Mär am nord'ſchen Strand,
Als ich, Sehnſucht im Gemüte,
Träumeriſch am Meere ſtand . . . . . .

Lieder.

Beruf des Liedes.

Was frommt der Lieder Gabe dir,
Wenn sie dich selbst nicht freut
Und dir in Stunden tiefen Leids
Nicht Trost und Labsal beut?

Blüht denn die Rose nicht für sich
Und spendet ihren Duft
Um ihrer selber willen nur
Der milden Sommerluft?

Und doch! Was gilt das höchste Glück,
Trägst du es ganz allein!
Es will ein volles Dichterherz
Doch auch verstanden sein!

Die schönste Rose würde bald
Vom bleichen Tod geküßt,
Wenn all' sie ihren süßen Duft
In sich verschließen müßt'!

Ein Lied vom Scheiden.

Was zuckſt du ſo und bluteſt,
Du armes, junges Herz?
Such' doch dein Weh zu ſtillen
Mit Luſt und Liebesſcherz!
Es währt ja doch nicht lange,
's giebt ja ein Wiederſehn!
Was zuckſt du ſo und bluteſt
Und willſt vor Schmerz vergehn?

Was frommt mir alle Freude,
Was Scherz und Lieb' und Luſt,
Da ich vom Allerliebſten
Hab' ſcheiden nun gemußt?
Und währt es auch nicht lange
Und bin ich auch noch jung, —
Der Blume iſt, zu ſterben
Der Winter lang genung!

Nachtgefühle.

Wenn die Nacht mit leisen Schwingen
Sanft auf mich herniederweht,
Ist mir's, als wenn all mein Ringen
Fern und stille schlummern geht;
Märchenhafte Seraphslieder
Klingen leise an mein Ohr,
Und ich bet' und schaue wieder
Stillbewegt zu Gott empor.

Bilder aus versunknen Tagen
Tauchen mir als Sterne auf,
Ich vergesse meine Klagen,
Meines Lebens schwanken Lauf.
Und mir ist's, als wenn die Seele,
Aller ihrer Fesseln frei,
Mit dem Himmel sich vermähle,
Einer jener Sterne sei.

Frühlings Abfahrt.

Der Lenz fährt schon von hinnen,
Der Sturmwind ist sein Roß,
Das löst mit luft'gen Hufen
Die Blumen alle los!

Sie wirbeln auf und fliegen
Dem Lenze alle nach;
So geht die bunte Reise
Noch manchen warmen Tag.

Ich aber kann's nicht glauben,
Daß Lenz schon weiter fährt,
Hat ja von all den Blumen
Mir keine noch beschert!

Die schwarze Blume.

Wenn alle meine Thränen,
Die ich dereinſt geweint,
Und alle meine Klagen
Ein Blumenleib vereint';

Und dieſe Blume wäre
So ſchwarz als wie die Nacht, —
Ich müßte ſie verbergen
Im tiefſten Bergesſchacht.

Denn dieſe ſchwarze Blume,
Erblüht aus meinem Weh, —
Vor Gottes Gnadenſonne
Verbliche ſie zu Schnee!

Heimatklänge.

Es klingen mit lieblichem Klang
Die Glocken das Thal entlang,
Vom schimmernden Garne der Sonnen
Ist das Kirchlein mit Gold übersponnen.

Es weht ein himmlischer Hauch
Durch Baum und Blume und Strauch;
Die Blüten zittern und beben,
Und das Herz will sich schwingen und heben!

Der Fluß fließt kühl und still
Und lauscht dem Glockenspiel,
Das Lied aus metallenem Munde
Begräbt er in seinem Grunde.

Und ich bin fern, bin fern!
Wär' doch in der Heimat so gern!
Und möchte so gerne belauschen
Glocken und Waldesrauschen!

Das Sträusslein aus Moos.

Gekränkt in trotzigem Beginnen,
Das junge Auge thränenvoll,
Ging ich zum Wald mit düstren Sinnen,
Wo manche Zähre niederquoll.

Gar kindisch war mein banges Grämen,
Doch schien mein Herz mir schwer gekränkt;
Fast wollt' ich gar schon Abschied nehmen,
So tief hatt' ich mein Haupt gesenkt.

Und zur Erinnrung dieser Stunde
Band ich ein Sträußlein mir aus Moos,
Das ich im weichen Waldesgrunde
Entriß dem reichen Mutterschoß. — —

Wohl manchen Tag sah ich entgleiten,
Vergessen war das Sträußlein lang,
Als heut das Bild aus jenen Zeiten
Mir wieder vor die Seele drang.

Ich fand das Sträußlein heute wieder
Und sah es lange, lange an,
Bis von der Wange still hernieder
Mir mancher heiße Tropfen rann.

Ein trockner Strauß aus dürrem Moose —
Und alles, alles ist verhallt!
Weint' ich doch noch in deinem Schoße,
Du grüner, tiefer Jugendwald!

Es fiel ein Strahl von oben.

Es fiel ein Strahl von oben
In meines Herzens Nacht,
Da hat ſich drin erhoben
Des Lenzes Wetterſchlacht,
Und von des Kampfes Toben
Hat's laut darin gekracht,
Und Eiſesſplitter ſtoben
In Diamantenpracht!

Des ſtarren Winters Schrecken
Erbebt mit einem Mal,
Ueber des Eiſes Decken
Zuckt hin der goldne Strahl,
Und ſeine Funken lecken
Am blauen Panzerſtahl; —
Ich fühl' das Eis ſich ſtrecken
In wunderſüßer Qual.

Und unten reckt die Glieder
Der Lenz mit Jubelſchall,
Da ſtürzt das Eis hernieder
Und kracht im Donnerfall!
Und ſchäumend ſpritzen Lieder
Empor in trunknem Schwall
Und brauſen ſelig wieder
In Bächen übers All!

Und Liebesquellen ſpringen
Aus tiefem Grund hervor
Und ſingen all' und klingen
In glockenhellem Chor.
Es blühn, ſo weit ſie dringen,
Viel Roſen raſch empor,
Goldene Falter ſchwingen
Sich über dem Blumenflor.

Die Wogen, Wogen drängen
Das dürre Laub hinaus;
Sie drängen mit Geſängen
Bis vor das Himmelshaus:
Der Gottheit Pforten ſprengen
Die Waſſer mit Gebraus,
Jubelnd erbebt in Klängen
Das All des Weltenbau's!

Heimweh.

Möcht' im tiefen Thale liegen,
Wenn der Lenz das Bächlein weckt
Und die Blumen all' erwachen,
Süß vom Rauſchen aufgeſchreckt!

Möcht' mich in dem Kahne ſchaukeln,
Gleiten auf dem ſtillen Fluß,
Der des Ufers grüne Linden
Grüßt mit ſanftem Wellengruß.

Drüben ſpielt die Weidenflöte
Schlichte Hirtenmelodein . . .
Knabenträume —! Lindenblüte — —!
In der Heimat möcht' ich ſein!

Letzter Wunsch.

Wenn ich einst stille schlummernd liege,
Pflanzt Blumen auf das schlichte Grab
Und gießt der Thränen Opferspende
Mit sanfter Wehmut mir hinab.

Kein lautes Klagen laßt ertönen,
Neigt euch nur leise zu mir hin
Und stört nicht meine Friedensruhe,
Dieweil ich, ach, so müde bin!

Ein leises Weinen, leise Wehmut,
Die sind so lieb, die sind so lind;
Dann fühl' ich schlummernd eure Liebe,
Wenn still die Thräne niederrinnt.

Du kleines Vöglein auf dem Zweige,
Wohl auf den Blumenhügel flieg'
Und sing mir Wiegenmelodieen,
Wenn ich einst stille schlummernd lieg'.

Dem Blumenkelche gleicht das Herz.

Dem Blumenkelche gleicht das Herz,
Es hebt sich freundlich himmelwärts
Und freut sich an der Schwestern Glanz
Und webt in ihrer Blüten Kranz.

Doch ach! ein Hauch, ein böses Wort
Trägt seine Blütenstäubchen fort;
In seine zarten Gründe fällt's
Und raubt ihm seinen heitern Schmelz.

Mit Augen kannst du nicht erspähn
Die Seufzer, die es bang durchwehn;
Es neigt sich trauernd erdenwärts —
Dem Blumenkelche gleicht das Herz.

Sturm.

Mit gigantiſchem, dunklem Griffel
Schreibt der Sturm ſeine Leiden ins Meer.
Er ſchreibt es mit grimmigem Fluche,
Er ſchreibt es ſchneidend und ſchwer!

Das Meer heult auf vor Wehe,
Schwillt mächtig empor in die Höh' —
Aengſtlich verhüllt ſein Antlitz
Der Mond vor der tobenden See . . .

Winter.

Leichte, weiße Flocken irren,
Und der wilde Sturmwind ſtreift
Höhniſch ab die letzte Blüte,
Fragt nicht, ob die Frucht gereift.

Weiße, kalte Flocken ſenken
Auf die Blume ſich alsbald
Und verhüllen ſie der Sonne,
Denn der Sonnenblick iſt kalt. —

Alſo birgt ein bleiches Lächeln,
Das voll Trug den Mund erhellt,
Oftmals Gräber toter Träume
Vor dem kalten Blick der Welt!

Wie der Bach ein See ward.

Der helle Bach zieht froh dahin
Im grünumkränzten Bette,
Mit flücht'gem Gruß enteilt er schnell
So mancher schönen Stätte,
Und manche Blume schaut er an
Und sieht ihr freundlich Nicken,
Doch seine Liebe rauscht davon
In wen'gen Augenblicken.

Da kommt er in ein stilles Thal;
An seinen grünen Wänden
Sieht er die schönste Rose stehn
Und duft'ge Grüße spenden.
Und wie ihr Bild in seiner Flut
Sich wiegt in holdem Prangen, —
Da werden seine Wellen bald
Von süßer Lieb' umfangen.

Nun kann er nimmer weiter ziehn
In andre grüne Auen,
Muß ewig bei der Rose stehn,
Ihr süßes Bildnis schauen;
Er wird zum See, zum tiefen, bald,
Und aus den klaren Fluten
Erglänzt das vielgeliebte Bild
In sanften Rosengluten.

Und als die Rose längst verblüht,
Stand er noch wie in Träumen!
Er konnte nimmer weiter ziehn
Und froh als Bächlein schäumen.
Ihn bannt noch die Erinnerung
Im innersten Gemüte: —
Muß ewig an der Stelle stehn,
Wo seine Liebe blühte.

O schwere Pein!

O schwere Pein:
Im Lenze schon verblüht zu sein!
O schweres Leid:
Zu trauern in der Frühlingszeit!

Du armes Herz,
Schau' nicht zum Himmel, blicke erdenwärts,
Der Blume gleich,
Die welk herniederhängt und bleich.

Der Himmel wies
Sie aus der Erde stillem Paradies,
Mit Maienluft
Betrog er sie um ihrer Mutter Brust.

Ein stilles Los
Winkt ihr aus kühlem Erdenschoß, —
Komm, süße Ruh',
Und decke still die müde Blume zu!

Morgenläuten.

Mit wunderſamem Läuten
Der Tag zur Erde zieht,
Auf Sonnenſtrahlen-Saiten
Spielt er ein goldenes Lied.

Sein Atem ſind die Winde;
Die tragen die Melodein
Wohl jedem Blumenkinde
Ins tiefſte Herz hinein!

Abendläuten.

Im Thale läuten die Glocken,
Der Abend iſt kühl und ſpät,
Die Wälder ſchauern und flüſtern
Ein leiſes Abendgebet.

Voll Andacht haben die Blumen
Lauſchend die Köpfchen geſenkt;
Schon hat die Nacht ihre Aeuglein
Mit ſchläferndem Taue beſprengt.

Feucht kommt dahergezogen
Die Nacht im Nebelgewand,
Aus milden Sternenaugen
Segnet ſie alles Land.

An eine frühverwelkte Rose.

Roſe, warum biſt du ſo früh ſchon verblaßt,
Da ſich der Sommer lud eben zu Gaſt?
War dir die Sonne des Lebens zu heiß?
Roſe, ſag' an, warum biſt du ſo weiß?

Sieh, deine Schweſtern, ſie ſind noch ſo rot!
Roſe, und du — warum biſt du ſchon tot?
Streut' dir der Himmel nicht Taues genung?
Roſe, — ſchon tot! Ach, noch ſo jung!

Träumerei.

Mir iſt's, als hört' ich rauſchen
Mein Herz wie einen Strom,
Der Sehnſucht Nixen lauſchen
Aus grün-kryſtallnem Dom.

Die weißen Arme heben
Sie klagend wohl empor,
Und wiegen ſich und ſchweben
In geiſterhaftem Chor.

Es fällt der Strahl der Lieder
Wie Mondlicht auf die Flut,
Da blitzt es hin und wieder
In wunderbarer Glut:

Aus meines Herzens Tiefe
Blitzt manches goldne Wort, —
Mir iſt's, als wenn da ſchliefe
Ein Nibelungenhort!

Nachtmärchen.

Des Mondes Strahlen vertauſchen
Den luftigen, lichten Schein
Und werden Elfen und lauſchen
Sich in die Blumen hinein.

Des Himmels Kinder beneiden
Die träumenden Blumen der Au
Und netzen ihr Haupt im Scheiden
Weinend mit ſilbernem Tau . . .

Wellikan.*)

Ich schaue vom Berge hinab auf den Fluß,
Der gleicht einem silbernen Bande
Und schlängelt sich bis zu des Kirchleins Fuß,
Begrenzend die kurischen Lande.

Wie schienen mir einst die Türme so hoch,
Das Kirchlein so würdig-erhaben,
Eh' mich die Welt um dies Kleine betrog
Mit Glanz und eitelen Gaben!

Da drunten, da zieht noch so ruhig der Fluß,
Begrenzend die kurischen Lande,
Die Linden, die säuseln mir ihren Gruß
Tief unten am blumigen Rande.

Der Mond blickt wie früher so träumerisch drein
Wohl über den stillen Terrassen,
Als wollt' er mit goldenen Fingern fein
Die träumenden Blumen umfassen.

Das Haus steht noch immer so wunderbar,
Und weithin glänzen die Scheiben;
Entschlummernd vergißt der Wind sogar
Mit der Fahne sein Spielchen zu treiben . . .

Ein Windhauch schauert wie Geistergruß,
Wie grüßend bauscht sich die Fahne —:
Vorüber gleitet, vorüber im Fluß
Meine Jugend auf schaukelndem Kahne!

*) Die beiden ersten Strophen hat mein Vater in seiner Jugend gedichtet. Da der Schluß verloren ging, so habe ich versucht, das Gedicht in der angedeuteten Stimmung fortzusetzen.

An den Lindenbaum vor meinem Fenster.

Lindenbaum, du grüner, dünkſt mich
Ganz wie eine junge Schöne,
Die ſich von der neuen Sonne
Trocknen läßt die friſche Thräne.

Ja, die Thräne, die ſoeben
In der Nacht dich noch befeuchtet,
Die als Tau, wie ſchöne Perlen,
Noch in deinem Auge leuchtet.

Aber vor der neuen Sonne
Muß die arme Thräne ſchwinden,
Und von der vergeſſ'nen Liebe
Iſt nicht eine Spur zu finden.

Aber ach, du ſchöne Linde,
Denkſt du nicht der ſpätern Zeiten,
Wo dir die vergeſſ'nen Thränen
Werden tiefes Weh bereiten?

Ach! all' die vergeſſ'nen Thränen
Werden rächend dich erſchrecken
Und als Reif und weiße Flocken
Bleichend dir das Haupt bedecken!

O wären meine Lieder!

O wären meine Lieder
Die Sterne am Himmelsdom,
Die große, wilde Menschheit
Ein stiller Meeresstrom!

Daß sie sich könnten spiegeln
Im tiefen Meeresazur;
Ich aber selig schaute
Die goldne Sternenspur!

Die Rose.

Eine Rose sah ich blühen tief im Thal,
Taubesprengt sah ich sie funkeln mild im Maienstrahl;
Und ich streckte, sie zu brechen, meine Hand nach ihr,
Sieh', da sprach's, wie leise Stimmen, sanft zu mir:

„Laß sie strahlen, laß sie blühen, brich sie nicht!
Laß sie duften, laß sie glühen hold im Maienlicht!
Hast du einmal sie gebrochen, ist sie ewig tot,
Darum ende nicht ihr Leben schon im Morgenrot!"

Und ich ließ die Rose blühen tief im Thal,
Jeden Morgen kam ich wieder, früh im ersten Strahl;
Und ich kniete vor ihr nieder und das Angesicht
Auf die Rosenlippen drückt' ich, doch — ich brach sie nicht!

Als ich eines Morgens wieder nach der Rose sah,
Lag die Rose frisch gebrochen in dem Staube da.
Die von fern ich angebetet als den reinsten Hort,
Hatt' ein andrer sich gebrochen und — geworfen fort!

Es wird mein Herz so stille.

Es wird mein Herz so stille
So still und selig-müd',
Verblühte Träume duften
Aufs neu' durch mein Gemüt.

Im Garten meiner Kindheit
Luſtwandl' ich, wie im Traum,
Und ſchau' auf manche Blume,
Die ich beachtet kaum.

Weil ſie mir zu beſcheiden
Und zu gering einſt war,
Hab' ich ſie wohl vergeſſen
Vor manchem langen Jahr.

Nun mahnen ſie mich wieder
Voll Farbe, Duft und Licht,
Faſt will es mich bedünken,
Es ſind die ſelben nicht.

Verklungne Glocken tönen
Aufs neu' durch mein Gemüt — —
Es wird mein Herz ſo ſtille,
So ſtill und ſelig-müd' . . .

Funkeln und verglühen.

Funkeln und verglühen,
Sterben und vergehn,
Blühen und verblühen,
Muß ein Herz verstehn.

Keine Klagen sprechen
Darf ein fromm Gemüt,
Und das Herz muß brechen,
Wie ein Stern verglüht;

Wie ein Stern noch blinken
Bis zur letzten Stund'
Und dann lächelnd sinken
In den Himmelsgrund.

Herbst-Elegie.

Ach, wie so bald will der Lenz schon verglühen,
Kaum hat die Blume noch Zeit, zu verblühen!
Freude und Blumen, Blumen und Freud' —
Ach, wie so bald in die Winde zerstreut!

Ach! und das Herz mit Bangen und Zagen
Kann bei dem Wechsel nur seufzen und klagen,
Träumende Lieder dem Lenze nur weihn,
Singen dem flüchtigen, glänzenden Schein.

Hast du die Rose des Sommers geliebt —:
Schau', wie sie flatternd im Winde zerstiebt!
Ach, nur ein Sehnen im tiefsten Gemüt,
Das ist die Blume, die nimmer verblüht!

Mein letztes Lied.

Wenn meine Stirn des Todes Flügel ſtreifen,
Will ich noch einmal in die Saiten greifen,
Mit leiſem Finger will ich ſie berühren,
Des letzten Liedes ſanfte Flammen ſchüren.

Es ſollen ſeiner Töne lichte Wellen
Mein Leben mir noch einmal ſanft erhellen,
Bis daß es ſinkt in Nacht und Todesſchatten,
Und meine Finger endlich mir ermatten.

Dann wird die Glut allmählich ſtill verglimmen,
Für immer ſchweigen meines Liedes Stimmen,
Die Muſe wird mir mit dem Kranze winken,
Und ſtill mein Haupt auf meine Lyra ſinken...

Ich bin müde, lasst mich schlafen gehn!

Ich bin müde, laßt mich schlafen gehn!
Morgenglocken läuten meinen Frieden,
Meinen letzten, schönsten wohl hienieden,
Wo mir Morgenwinde Kühlung wehn.

Schönes hätt' ich wohl errungen noch,
Reich beschenkt ward ich mit mancher Gabe;
Doch für wen? Es fragt nach meiner Habe
Niemals einer hier auf Erden doch!

Niemand kann den Adler auch verstehn,
Der zu müde ist, emporzuschweben,
Und zu stolz, auf dürrem Grund zu leben —
Ich bin müde, laßt mich schlafen gehn!

Meines Geistes stolzer, müder Aar,
Früh, zu früh hat's dich hinaufgezogen,
In der Nacht bist du emporgeflogen,
Einsam, ferne von der Vögel Schar.

Und nun siehest du das Morgenrot
Und im Morgenrot mußt du erblassen
Und im Morgenrot dein Ziel verlassen,
Und nun sinkst du flatternd nieder — tot!

Schön doch stirbst du auf den lichten Höhn!
Siehst noch einmal deine Ideale,
Mild verklärt vom Morgensonnenstrahle,
Schluchzest jauchzend: „Ja, die Welt ist schön!“

Und noch einmal öffnest du den Mund,
Und im letzten Lied erzittert wonnig,
Markerschütternd, dunkel, himmelssonnig,
Ach! ein All aus deines Busens Grund.

Und du schweigst und wirst nicht mehr erstehn,
Schließest das gebrochne Aug' auf immer,
Noch ein Zucken, noch ein Strahlenflimmer — —
Du bist müde, willst du schlafen gehn??

Alles eitel!

Verstummt, bestaubt liegt meine Lyra schon
Seit vielen schweren, sturmdurchwühlten Tagen;
Verklungen ist der trüb' und heitre Ton,
Das Lied der Freuden und der ew'gen Klagen.
Das zarte Morgenrot des Lebens ist
An meinem Horizont gemach verglommen,
Und sonnenheiß, umringt von wildem Zwist,
Muß bald der Mittag seines Weges kommen.

Wie fern, ach, wie so fern dünkt mich die Zeit,
Als noch des Liedes volle, weiche Wogen,
Mit gleichem Finger glättend Freud' und Leid,
Durch meines Lebens stille Bahnen zogen.
Aus Kampfesglut vermag die schwache Hand
Nicht noch den Kranz der Jugend sich zu retten, —
Unstet durch's Leben schweift nun der Verstand,
Und das Gefühl, es rasselt an den Ketten!

So mögt ihr Jugendideale weichen!
Und du, mein Herz, bist längst das erste nicht,
Das schon den Stern des Hoffens sah erbleichen,
Des goldner Strahl sich um die Lyra flicht,
Ihr Dichterglück und Dichterruhm verkündet
Und — sanft verglühend — allgemach verschwindet!

Die Zeit ist ernst und nicht zum Traum geschaffen!
Im sonnenheißen Licht der Wirklichkeit,
Begrenzt von ird'schem Raum und ird'scher Zeit,
Greif' ich beherzt nach Rüstung und nach Waffen.

Und doch, ich fühle meinen Arm ermatten!
Es zieht mich Müden in den kühlen Schatten,
Fern von dem wilden, nichtigen Gedränge.
Zum Ekel werden Kampf und Liederklänge:
Hier dörrt die Sonne meinen müden Scheitel,
Dort sind es leere, nichtige Gesänge,
Und „Wahr" und „Unwahr" — es ist alles eitel!

Im finsteren Thale!

Die Nacht.

Ueber den Bergen hingegossen,
Ruht eine königliche Gestalt:
Die Nacht.
Auf ihrem Haupte
Funkelt die Sternenkrone;
In ihrer Hand
Schimmert ein Lilienscepter,
Aus bleichen Mondes
Strahlen gewoben;
In ihrem Gewande buhlen
Weiche, kosende Lüfte.

Aber sie weint.

Sie weint und seufzt:
„Allewiger, warum gabst du mir
Die dunkle Pracht
Und diese funkelnde Krone
Und dieses schimmernde Scepter?
Und nahmst mir alles:
Meine Kinder!
Hab' ich sie nicht mit Schmerzen geboren,

Meine kraftvollen Söhne,
Die ragenden Bäume,
Und meine lieblichen Töchter,
Die süßen Blumen?
Sind sie nicht alle, alle
Aus meinem Schoß emporgestiegen:
Die weichen, begrünten Thäler,
Die stolzen, schneegekrönten Berge,
Die klaren Seen?
Und alles, Herr,
Wofür die Menschen,
Meine verlorenen Kinder,
Dir täglich danken?
Und ich darf sie nicht sehen,
Wenn sie offenen Auges
In strahlender Fülle
Sich freuen des Daseins,
Das ich ihnen schenkte!
Und sie vergessen der Mutter
Und wollen mich nicht kennen
Und verachten mich! —
Nur im Traum darf ich sie besuchen
Und muß mich von hinnen stehlen
Wie eine Diebin vor deinem Morgen,
Und sie sind doch meine Kinder!

„Aber ich weiß:
Einstmals,
Wenn sie müde und elend,
Getäuscht von dem falschen
Glanze des Tages,
Nach Ruhe und Frieden sich sehnen,
Dann kehren sie wieder
An meinen Busen zurück,

Und ich wiege sie ewig
In meinen Armen,
Ich, ihre verachtete
Mutter, die Nacht."

Und die Königin seufzt.
Und im Hauch ihres Seufzers
Erschauert der See
Und pocht mit träumender
Welle ans Ufer.
Und eratmend wiegt
Der Wald seine Wipfel
Und flüstert im Traum.

Und die Königin weint,
Und weinend küßt sie
Zum Abschied die schlafenden Blumen,
Und ihre Thränen fallen
Mit heimlichem Klingen
Auf die blühenden Wangen
Ihrer lieblichen Töchter,
Der süßen Blumen.

Und sie schwindet auf leisen
Sohlen von dannen. —

Im Purpur prangend
Erscheint der Tag,
Der junge König.
Und eifersüchtig
Will er schnell
Die Thränen verwischen
Der verbannten Mutter,
Der Nacht.

Über den erwachenden Blumen
Ist's so selig-süß,
So heimlich-sehnsuchtsvoll
Und so wundersam
Ums Herz.
Ach, noch länger möchten sie schlafen und träumen!
Sie ahnen:
Ihre Mutter war bei ihnen im Traum
Und hat über ihnen geweint
Und hat sie geküßt, —
Ihre Mutter und unsre:
Die Nacht.

Der Kranke.

Von aller Welt verlassen,
Tiefkrank, dem Tode nah —
Ach Gott, ich kann's nicht fassen! —
So lieg' ich Armer da.
Die Tage schleichen träge
Vorbei an meiner Qual, —
Ich höre nur eine Säge
Klingen im tiefen Thal.

Sechs Bretter müssen sich fügen
Zu einem schlichten Kleid,
Sechs Bretter müssen g'nügen,
Zu bergen all mein Leid.
Am Himmel die ewigen Sterne
Leuchten in stiller Pracht
Und nicken mir aus der Ferne
Freundliche Gutenacht . . .

Erkenntnis.

Getäuschter Thor, du siehst sie fallen,
Der Ideale stolze Reih'n!
Wehr' dich mit Zähnen und mit Krallen
Und höre auf das Lamm zu sein!

Die schnöde Brut wird dich zerreißen
Als Opfer nur mit blut'ger Gier;
Mit falscher Liebe list'gem Gleißen
Schmückt sie zum Tod das Opfertier.

Was sagt's, wenn sich des Armen Heischen
Ein Stücklein Brot erbettelt hat?
Die Schlange wird dich nicht zerfleischen,
Wenn sie sich erst gefressen satt!

Nicht weinen?

Wo lauter Trug auf dieser Welt,
Und selbst die Herzen der „Reinen“
Von eitler Selbstsucht sind vergällt, —
Da sollte ich nicht weinen?

Und wo die höchsten Gefühle nur
Im tiefsten Schmerz sich einen:
In dieser furchtbaren Natur,
Da sollte ich nicht weinen?

Nach wahrhaft Guten sucht' ich stolz
Und fand hienieden nur *einen*,
Und dieser Eine starb am Holz!
Da sollte ich nicht weinen?

Es darf das liebe Sonnenlicht
Nicht einen Guten bescheinen:
Die Menschheit duldet die Guten nicht!
Und da soll ich nicht weinen?!

Einsiedlers Christnacht.

Die Leute sagen, 's sei Christnacht heut,
Und wünschen sich „Fröhliche Feste!"
Und gehen nach Haus oder sonst wohin
Und freuen nachher sich aufs beste.

's ist Christnacht heut. Es giebt kein Haus,
In dem nicht ein Bäumchen strahlte,
Kein verweintes Auge, darin sich nicht
Ein Schimmer der Freude malte.

Ich allein, ich sitze allein zu Haus,
Mir strahlen keine Kerzen!
Ich bin mit meinem Hunde allein
Und meinem einsamen Herzen.

Der Hund ist krank — mein Herz ist's auch! —
Unheimlich forscht er im Zimmer;
Und ich glaub', auch mein Herz, das thörichte, sucht
Nach dem kindischen Kerzengeflimmer.

So kuscht euch doch, mein Herz und mein Hund,
Und laßt eure irren Gebärden!
Und werdet ihr mir nicht bald gesund,
So könnt ihr toll noch werden!

Einsiedlers Sylvester.

Jetzt stoßen sie mit den Gläsern an
Und wünschen sich: „Prosit Neujahr!“ —
Für mich ist altes und neues Jahr,
Das ganze Leben ein Neujahr!

So geh' denn hin, du altes Jahr,
Du Jahr unsäglicher Leiden.
Ich reiche dir zum Abschied die Hand:
Wir wollen in Frieden scheiden.

Du bist noch lange nicht so schlecht,
Wie dich die Leute machen;
Mich wenigstens hast du reichlich beschenkt
Mit vielen schönen Sachen.

Du warfst mich auf das Krankenbett
Und schnittst mich mit Messern und Zangen;
Nein, wahrlich lag es nicht an dir,
Daß ich nicht heimgegangen!

Du lehrtest mich getreulich auch
Die lieben Freunde schätzen —
Vom Herzen riß ich die schlimme Brut,
Die mannverkleideten Metzen!

Wie gut warſt du, du altes Jahr!
Befreiteſt mich ſelbſt vom Herzen,
Zerſtachſt mit Schwertern das dumme Ding —
Nun kann es fürder nicht ſchmerzen!

Bedenk' ich's recht, du altes Jahr,
So könnt' ich dich noch leiden!
So reiche mir denn zum Abſchied die Hand,
Wir wollen in Frieden ſcheiden.

Der fahrende Sänger.

Deiner Jugend Sterne sind verglommen,
Deines Frühlings Blumen sind verblüht,
Und das Glück ist seines Wegs nicht kommen, —
Worauf wartest du noch, mein Gemüt?

Deine schönsten Lieder sind verklungen,
Wie ein Hauch erfriert an kaltem Erz,
Und kein Wanderer hat sie gesungen, —
Und du hoffst noch immer, armes Herz?

Deine Lieben sind dahingeschwunden,
Gräber nur bezeichnen ihre Spur;
Du allein hast noch nicht heimgefunden, —
Sage, Herz, was hoffst und harrst du nur? . . .

Weiß nicht, was ich hoffe, was ich harre;
Bin ein armer, müder Wandersmann,
Und die Fahrt nur auf der letzten Karre,
Das ist alles, was ich wünschen kann!

Wandre durch den kalten, starren Winter,
Heimatlos, ein irrer, fremder Gast;
Wunsch und Hoffnung ließ ich längst dahinter,
Und es winkt mir weder Heim noch Rast.

Meine Wege kümmern keine andern,
Meine Spuren selbst verweht der Wind,
Weiter muß ich, immer weiter wandern,
Ob ich endlich eine Stätte find'!

Immer höher türmen sich die Flocken,
Bald verschüttet mich die weiße Wand, —
Keine Thränen, keine Abschiedsglocken — —
Ein verschneites Grab am Wegesrand . . .

Der toten Schwester zum Geburtstage.

O Schwesterlein, o Schwesterlein,
Du ruhst im dunklen Totenschrein.
Es prangt der Mai in Duft und Glanz, —
Dir bringt er keinen grünen Kranz!

Nicht einmal auf dein armes Grab
Setzt er den blühenden Wanderstab,
Dieweil es fern und ich so arm —!
Daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!

O zürne mir, du Gute, nicht,
Daß ich versäumte meine Pflicht;
Du weißt es ja, wie schwer's mich drückt,
Daß ich dein Grab nicht hab' geschmückt.

Verzeih' mir, liebes Schwesterlein,
Ach, all das Leid und all die Pein,
Die ich in meinem Trotz und Wahn
Dir Armen, Guten angethan!

Du liebe, arme Tote weißt,
Wie's mir im Herzen wühlt und reißt,
Daß nimmermehr ich armer Mann
Nun meine Schuld noch sühnen kann.

Ich bin so krank, ich bin so schwach
Von all dem Weh und Ungemach,
Und lächelt stolz auch noch der Mund —
Mein Herz ist längst schon todeswund!

Ich bin so schwach, ich bin so krank,
Ich weiß dem Leben längst nicht Dank.
Ein Weilchen nur bleib' ich noch hier,
Dann, Schwesterlein, komm ich zu dir!

Einsam!

Ach, wie ist einsam doch mein Leben,
Wie qualenvoll, wie trüb und leer!
Für Großes setzt' ich ein mein Streben,
Doch ach, mir selber blieb nichts mehr!

Auf schäumend schwanken Meereswogen
Stürzt mich dahin die Leidenschaft;
Nur selten blinkt am Himmelsbogen
Ein Stern aus finstrer Wolken Haft.

Was frommt mir Ruhm, was frommt mir Namen,
Was der Erfolg, so heiß begehrt!
Ich ließ sie gehen, wie sie kamen,
Fänd' ich ein Herz nur lieb und wert!

Ach, nur ein Herz möcht' ich besitzen,
Dran auszuschluchzen all mein Weh! —
Ach, ginge doch ein Frühlingsblitzen
Durch all der Berge schönen Schnee!

Es streiten Hölle sich und Himmel
Um diese qualzerriss'ne Brust,
Ich bin im wilden Kampfgetümmel
Mein' selber oft nicht mehr bewußt.

Ich kämpfe zäh, ich kämpfe mutig,
Ich siegte schon in mancher Schlacht;
Doch — fern das Ziel, die Füße blutig —
Und langsam sinkt herab die Nacht . . .

Genug!

O ahntet ihr, was dieſes Herz bewegt,
O wüßtet ihr, wie es voll Qualen ſchlägt,
Ihr ſchmähtet nicht! Es faßt euch tiefes Trauern,
Mitleiden müßtet ihr, ihr müßtet ſchauern
Vor meines Schickſals grauſem Fluch —
Es iſt genug!

Was that ich denn, daß ich ſo leiden muß?
Hielt ich nicht Treue meinem Genius
Und bin ich jemals ſchlecht geworden?
Mein eignes Glück nur mußt' ich weinend morden,
So ſtand's in meines Schickſals finſtrem Buch —
Es iſt genug!

Was ich auch that aus meinem beſten Wollen —
Ich ſah es ſchnöde in den Abgrund rollen,
Mir ward es niemals, niemals zum Gewinne.
Gewitterſchwüle trübte meine Sinne,
Bis Blitz auf Blitz ins friſche Leben ſchlug —
Es iſt genug!

Ihr ahnt es nicht, ihr könnt es niemals ahnen!
Es geht Natur auf eignen, feſten Bahnen;
Sie ſpottet unſer, ſpottet unſrer Kräfte
Und ſtößt das Todesmeſſer bis zum Hefte
Uns lachend in die Bruſt mit frechem Trug —
Dann iſt's genug!

Das Begräbnis.

Nun ist er gestorben und ruht im Sarg,
Es kommen der Leute viel ihn zu sehn —:
„O Gott! So jung und tot — das ist arg!“
Und die Leute kommen, um wieder zu gehn.

Und da er gewirkt im Leben hat
Und Talent gehabt — doch Freunde nie —
So geht es nun durch die ganze Stadt:
„O Gott! Der Jüngling war ein Genie!“

Er aber liegt in dem Sarge tot
Und halb geöffnet hat er den Mund;
Denn als er befolgte des Todes Gebot,
Da atmet' er auf aus tiefstem Grund.

Nun liegt er stille und schläft so tief . . . .
Und man trägt ihn zum Friedhof mit großem Geleit,
Und die Leute, die mit ihm die Glocke rief,
Sie finden, der Weg sei etwas weit.

Sie finden, der Weg sei etwas weit,
Und klagen und preisen den Toten viel.
Nun ist man am Ort. 'S ist kalt, und es schneit,
Und der Wanderer ist gelangt an sein Ziel.

Der Pastor predigt, die Schneeflocken wehn,
Der Pastor sagt, er käme zu Gott,
Doch könnte der Tote die Worte verstehn,
Auflachen würd' er in bitterem Spott!

Nun wirft man Erde ins Grab hinein,
Und die Leute sind froh, daß die Predigt aus.
Man läßt ihn wie früher auch jetzt allein
Und geht gerührt und zufrieden nach Haus.

Mitleid.

Wie bin ich doch von all dem Ringen
So müd' und matt!
Was kann das Leben mir noch bringen?
Ich hab' es satt!
Ich hab' es satt das irre Streben
Durch Schlucht und Nacht!
Ich kenne Menschen nun und Leben —
O wär's vollbracht!

Das Leben hat mich oft betrogen,
Die Menschen auch!
Die schönsten Träume sind verflogen,
Das ist so Brauch!
Was soll ich weiter drum mich grämen?
Ist eitel Tand!
Das Erdenleben ist nur Schemen,
Ich hab's erkannt!

Nur Eines ist mir treu geblieben
In all dem Wust:
Das ist ein mitleidsvolles Lieben
In tiefster Brust;
Aus längst vergeßnen heil'gen Auen
Ein Heimatsklang,
Daß mir die Augen übertauen
In sel'gem Drang.

Ob andre diese Stimmen hören —
Ich weiß es nicht;
Ich aber lausch' den heil'gen Chören
Voll Zuversicht.
Mir ist dies Heimweh nie verglommen
Trotz Hohn und Spott;
Ich zähle mich nicht zu den Frommen,
Doch lieb' ich Gott.

Ich liebe Gott, weil seine Treue
Mich nie verließ,
Weil er in meiner Schuld und Reue
Mich nicht verstieß.
Und haben Sünden sich und Schmerzen
In mir geeint —
Ich hab' an seinem Vaterherzen
Mich ausgeweint. —

Das Mitleid, das mit Schmerzenswonnen
Die Brust uns füllt,
Ein Tropfen nur ist's aus dem Bronnen,
Der überquillt:
Aus Gottes ew'ger Vatergüte,
Die nie versiegt,
Die Mensch und Tier und Baum und Blüte
Am Busen wiegt.

Dankgebet!

O Herr, wie soll ich danken dir,
Daß du mich rettest für und für
Aus Finsternis und tiefem Thal
Wohl hunderttausend tausendmal!

Wie war ich blind, wie war ich schwach
In meines Fleisches Wahn, und ach!
Wie oft beging ich neue Schuld,
Wenn mich gerettet deine Huld!

Und grollte dir und trotzte dir
Mit falscher Weisheit Lügenzier.
Du aber zogest nur gelind
Ans Vaterherz das trotz'ge Kind;

Daß all mein harter Sinn zerschmolz,
In Reuetau mein Sündenstolz,
Und ich in Demut niedersank
Vor solcher Liebe Ueberschwang!

Und immer noch — o Herr, vergieb! —
Die eitle Lust, der böse Trieb,
Der alte Trotz, der jäh erwacht,
Wenn mich die Schuld in Leid gebracht!

Doch deiner Liebe Gnadenborn
Iſt größer als dein Flammenzorn,
Und aus des Wahnes Finſternis
Befreiſt du mich — gewiß, gewiß!

O habe Nachſicht und Geduld
Mit meiner Blindheit, meiner Schuld,
Dein Vaterherz, verſchließ' es nicht,
Wenn meine ſchwache Kraft zerbricht.

Ach Herr, wie ſoll ich danken dir,
Daß du mich retteſt für und für
Aus Finſternis und tiefem Thal
Wohl hunderttauſend tauſendmal!

Kreuz und Krone.

Wenn sich die Seelen wiedersehen.

Wenn sich die Seelen wiedersehen
In einer andern Welt,
Wie wird da Glanz und Ruhm vergehen
Und schwinden mancher Held!
Da wird im Staube niedersinken
Der kalten Tugend Zier,
Auf Häuptern wird die Krone blinken,
Die tief verachtet hier.

Da wird die Liebe Den verlassen,
Der hier der Liebe bar;
Da wird des Sünders Knie umfassen
Der Richter im Talar.
Da wird Vergebung heiß ersehnen,
Wer stolz und tugendsatt
Des Bruders bittre Reuethränen
In Staub getreten hat.

Da wird mit anderm Pfund gewogen,
Da tagt ein neu Gericht;
Da wird der Schleier fortgezogen,
Und glänzt der Wahrheit Licht.
Da wird wie Reif im Lenz vergehen,
Was nicht die Liebe hält: —
Wenn sich die Seelen wiedersehen
In einer andern Welt!

Dichterkrone.

Was ſoll das kalte Monument aus Marmor
Auf eines Dichters Grab als letzter Lohn?
Was häuft ihr Steine auf des Sängers Hügel?
Geſteinigt habt ihr ihn im Leben ſchon!

Legt ihm aufs Grab die ſchönſte aller Kronen,
Ihm, deſſen Herz euch warm entgegenſchlug;
Die ſchönſte Krone, die ein Menſch errungen,
Das iſt die Krone, die der Heiland trug!

Weihnachten.

Und wieder ist der Herr herabgestiegen
Aus seiner Himmel Herrlichkeit zu uns,
In tiefe Nacht und Niedrigkeit. Nicht sollen
Wir fürder klagen dürfen: „Herr, du kennst
Nicht Menschenleid und Qual. Du weißt
Nicht, wie wir leiden, hast das düstre Los
Des Erdbewohners, seine Müh'n und Sorgen,
Des Bösen Macht und Arglist nie erfahren.
In deiner Allmacht Fülle thronest du,
Uns aber, die du schufst, uns läßt du leiden!"

Das Wort ward Fleisch. Der ungeborne, ew'ge,
Der Geist der Welt verleugnete sich selbst.
Der Schöpfer ward Geschöpf. Das Licht der Welten
Verlöschte seinen eignen Himmelsglanz,
Um in den Augensternen eines Kindleins
In Niedrigkeit und Knechtschaft zu erwachen,
Das Thal der Finsternisse zu durchleuchten.

Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
Ward Gott der Herr. Des Lebens süße Freuden,
Der Erde Reize, die er uns geschenkt,
Er gab sie hin, er durft' sie nicht genießen.
Nicht blühte ihm das heitre Glück der Kindheit
Im Elternhaus: Mit ernsten Augen schaute
Schwermütig schon der Knabe in die Welt,
Voll Mitleids für die sündige erglühend.

Nicht Vater, Mutter kannt' er hier auf Erden,
Nicht Brüder, Schwestern waren ihm Gespielen,
Und niemals hat ihn Frauenhuld beglückt —
Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
So arm, wie er, ward nie ein Mensch geboren!

Und dieser Aermste aller Armen lud,
Den qualenvollen Opfertod vor Augen,
Der Menschen ganze Bosheit tief durchschauend,
Von keinem holden Truge je beglückt,
Verleugnet selbst vom Treuesten der Treuen,
Verkauft um schnödes Geld von seinem Jünger,
Verhöhnt und angespieen von dem Pöbel, —
Das Kreuz der Welt auf seine schwachen Schultern.

Nicht mochten sie es tragen. Elend brach
Das Fleisch und hilflos unter ihm zusammen.
Allein der Geist blieb ungebrochen; sieghaft
Bezwang er der Materie trotz'ge Klage,
Hieß er verstummen ihren Schmerzensschrei —:
Der starke Geist des Guten, den der Herr
Als Stab uns allen für die Pilgerfahrt
Durch dieses Thal der Thränen mitgegeben,
Das Ziel zu finden, wenn wir finden wollen!

Er fand das Ziel. Er überwand das Böse,
Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
Denn eben seine Armut war sein Reichtum.
Da barst auf Satans Haupt die Höllenkrone
Und prasselte in Trümmer; da erbebte
Die Erde; da zerriß des Tempels Vorhang ...
Da ward der Gottmensch — Gott. Zum Vater kehrte
Der liebe Sohn zurück, der Strom ins Meer,
Ins abgrundtiefe Meer der ew'gen Liebe.

War er ein Mensch? O sehet, welch ein Mensch!
Auf seiner Stirne thronte ew'ge Weisheit,
Aus seinen Augen strahlte ew'ge Güte,
Auf seinen Wangen glänzte ew'ge Reinheit,
Auf seinen keuschen Lippen aber blühte
Ein Menschenfrühling, ewig, wunderbar,
Mit hochgekrönten Bergen, sanften Thälern,
Darin geheimnisvolle Stimmen flüstern,
Schwermütig-süß, wie fernes Glockenläuten
Aus lange, lange schon vergeßner Heimat ...

Er war ein Mensch, gewiß, und war doch Gott,
Denn Gott war in ihm und er war in Gott.
Wer darf mit plumper Hand sich unterfangen,
Das göttliche Mysterium zu ergründen,
Was ewig unaussprechlich, auszusprechen! — —

Nun, da das Fest der Liebe sich erneuert,
Nun, da es wieder heil'ge Weihnachtszeit,
Da ungezählter Kerzen Glanz erschimmert
Am hoffnungsgrünen Wunderbaum der Liebe
Und sich in ungezählten Augen malt;
Da süße Engelslieder uns ertönen,
In reinen Kinderstimmen wiederhallend —:
„Der Erde Frieden, uns ein Wohlgefallen,
Und Ehre dem Allmächt'gen in der Höhe", —
Da sinnen wir, beschämt, beglückt, erschüttert,
Dem Urquell aller dieser Gnaden nach.

Es war das Mitleid. Heil'gen Mitleids Tiefen
Entstieg der Heiland. Gott, der Ewigreine,
Er litt mit uns und darum auch für uns;
Ihn jammerten der sünd'gen Menschheit Qualen.
O, welch ein Bild unfaßbar tiefen Sinns: —
Der Gott im Grale blut'gen Leids erglühend! —

O möchte doch aus jedes Lichtleins Glanz
Des Chriſtuskindes Auge uns erſtrahlen,
Beſeligend und mahnend uns durchdringen!
O möchte doch, wie dieſer Kerzen Wachs,
Auch unſres Herzens Härtigkeit zerſchmelzen
In Mitleid für die ſchwergeprüften Brüder!
O möchte jeder Zweig am grünen Baume
Als heil'gen Friedens Palmzweig uns beſchatten! —

Du aber, deutſcher Adel, der du heut
Mit deinem Volk das Feſt der Liebe feierſt,
Du ganz beſonders laſſe dich durchleuchten
Vom warmen Feſtglanz dieſer heil'gen Nacht!
Du ganz beſonders wolleſt nie vergeſſen,
Daß in des ärmſten Volkes niederm Kreiſe
Die Wiege deines Heilands ſtand. So ſteh'
Auf hoher Wacht auch du bei deinem Volke!
Sei ihm ein Stern in dieſer dunkeln Zeit,
Ein Fels im brandend wilden Zeitenmeere,
Die unentweihte Burg des heil'gen Glaubens!
Und nimmer, deutſcher Adel, auch vergiß,
Daß deine Blüte Chriſti Blut entſproſſen,
Und daß dein Platz die Wacht am heil'gen Gral,
Und daß dein Schwert das Abbild trägt des Kreuzes!

So ſei denn Chriſti wahre Ritterſchaft,
Ein Hort der Witwen, Waiſen, Schwachen, Kranken,
Wie einſt in längſt verſunk'ner Zeit, da hell
Vom Staufen noch die Ritterharfe klang!
Das Banner mit dem Kreuze laſſe rauſchen
Im Sturmwind dieſer aufgewühlten Zeit,
Hoch über all der Niedrigkeit und Schmach!
Und Recht und Wahrheit weihe deine Waffen,
Vor allem aber —: Liebe, Liebe, Liebe!

Kaiser Wilhelms I. Aufbahrung
im Dome zu Berlin.

Es ruht der große Kaiser
Im Dome zu Berlin,
Und seine Paladine
Halten die Wache um ihn.

Wie marmorne Gestalten
Stehen sie Tag und Nacht
Bei ihrem Kaiser und halten
Schweigend die Totenwacht.

Der Orgel leise Klänge
Durchschweben den weiten Raum,
Es zieht eine Menschenmenge
Vorüber, wie im Traum.

Sie sind aus fernen Landen
Gekommen in heißem Drang
Und haben draußen gestanden
Wohl viele Tage lang;

Sie sind aus fernen Gauen
Gepilgert zum Heiligtum,
Noch einmal wollten sie schauen
Deutschlands Liebe und Ruhm ...

Viel tausend Blumen ergießen
Den allersüßesten Duft —
Der Liebe Blumen sprießen
Unsichtbar in der Luft ...

Es spielt die Orgel leiser,
Es duftet durch den Raum,
Auf seiner Bahre der Kaiser
Träumt einen schönen Traum ...

Und wer den Kaiser gesehen
Im Dome zu Berlin,
Dem will das Herz vergehen
Vor Liebe und Trauer um ihn.

Der neue St. Georg.

Was klirrt des Burghofs Gitter
So früh im Nebeldampf?
Es reitet ein deutscher Ritter
Hinaus in den heiligen Kampf.

Er reitet auf stolzem Rosse,
Mit erzener Rüstung bewehrt,
Läßt bängliches Zagen dem Trosse;
Er traut auf sein gutes Schwert.

Er traut auf Schwert und Lanze,
Geweiht für den heiligen Strauß.
Wie fröhlich zum blutigen Tanze
Schreitet sein Rößlein aus! —

Nicht schirmt dich Gott, noch Glauben,
O rette dein junges Blut!
Schon seh' ich den Lindwurm schnauben
Geifer und Flammenglut.

„Nicht kenn' ich banges Zittern,
Nicht fürcht' ich Geifer und Glut!
Ich bin ein deutscher Ritter
Und stehe in Gottes Hut!

„Mich locken nicht Ruhmes Reiser,
Nicht irdischer Schätze Tand,
Ich kämpfe für meinen Kaiser
Und für mein Vaterland!

„Ich kämpfe für Recht und Wahrheit,
Für heiligen Glaubens Hort,
Für deutschen Geistes Klarheit
Und treues Männerwort!

„Ich will den Lindwurm töten,
Den dräuenden Drachen der Zeit,
Mit dunkelm Blute röten
Sein gleißendes Schuppenkleid!" — —

Wie schlägt die krallenden Pranken
Der grimme Drache hinan!
Wie will er ringelnd umranken,
Würgen Rößlein und Mann!

Wie bohrt in den dampfenden Rachen
Zischend der blinkende Stahl!
Wie bäumt sich schäumend der Drachen
In zuckender Todesqual! — — —

Heil dir, du Gottesstreiter!
Heil dir, du kühner Held!
Wie liegt so frei und heiter
Vor dir die junge Welt!

Nun reite, Sieges Bote,
Auf fröhlich wieherndem Roß,
Reite im Morgenrote
Heim zu der Väter Schloß!

Von Gottes Gnaden.

Zum Geburtstage Kaiser Wilhelms II.

(27. Januar.)

„Von Gottes Gnaden bin ich, der ich bin", —
Welch stolzes Wort, welch Wort voll tiefer Demut!
Von Gottes Gnaden sind wir, die wir sind,
Wir alle, reich und arm und hoch und niedrig;
Und doch von Gottes Gnaden ist nur einer,
Der hier auf Erden unser Herr und König,
Dem Gott des Volkes Lose anvertraut,
Ein köstlich Gut, damit zu schalten frei,
Nicht nach der Launen Willkür, doch auch minder
Nicht nach dem Lärm des Zeitgeists und des Tages,
Nach schwankender Bestimmung einer Mehrheit,
Die heute schmäht, was gestern sie vergöttert.
Nein, nach der Stimme tiefster Einsicht nur,
In Gottes Willen und in sein Gebot;
Nach Gottes Stimme, die in unsrer Brust
Allstündlich als Gewissen laut ertönt,
Und die in des Monarchen Vollbewußtsein
Demütig mahnt an Rechenschaft vor dem,
Von dessen Gnaden nur der König ist,
Vollstrecker seines Willens hier auf Erden,
Sein Arm und sein erles'nes Werkzeug nur.

Denn Gott wird fordern Rechenschaft von allen,
Jedoch am meisten Rechenschaft von dem,
Dem er der Güter größtes anvertraut:
Das Wohl und Wehe eines ganzen Volkes.
Dann wird er, thronend in der Herrlichkeit,
Auch den Monarchen fragen, seinen Knecht:
„Hast du gewuchert auch mit deinem Pfunde?
Hast du gelindert deines Volkes Elend?
Hast du der Witwen und der Waisen Thränen
Getrocknet mit dem Purpur deiner Macht?
Hast du die Wacht gehalten vor dem Kreuze,
Daran mein lieber Sohn den Tod erlitt,
Den Opfertod für dich und für dein Volk?
Warst du ein Schirmherr meiner heil'gen Kirche,
Ein treuer Lehrer meiner jungen Seelen,
Ein Helfer in der sauren Arbeit Not?
Hast du dein Ohr geliehn auch dem Geringsten,
Der vor die Stufen deines Thrones trat;
Sein freies Wort aus treuen Herzens Grunde
In Gnaden und in Ehren hoch gehalten?
Hast du der Schmeichler ehrvergess'ne Zunft,
Der Speichellecker widriges Gezücht
Unwillig abgestreift von deinem Kleide,
Verbannt vom Sonnenlichte deiner Gnade
Und dich dem treuen Mahner zugewandt?
Hast du das alles, — sei der Größten einer
In meinem Reiche! — Komm und setze dich
Zur Seite meines Sohnes, deines Heilands. —
Hast du es nicht" — und in der Donner Grollen
Wird Gottes Richtwort durch die Himmel blitzen —
„Hast du es nicht — dann wehe, wehe dir!
Dir wäre besser, du wärst nie geboren!
Denn viel war dir gegeben, und du stehst
Mit leeren Händen vor mir, als ein Bettler?

Wo ist das Pfund, das ich dir anvertraut?
Wo sind die Seelen, die ich dir gegeben?
Wie Petrus hast du deinen Herrn verleugnet,
Wie Judas hast du schändlich ihn verraten
Um hohler Schmeichelworte Silberlinge,
Um einer Mode hirnverbrannte Launen,
In eitler Tagesgötzen Opferdunst.
Doch Petrus ging und weinte bitterlich,
Doch Judas nahm verzweifelnd seinen Strick;
Du aber stehst in deiner Sünden Hoffart
Im eitlen Purpur vor mir und der Krone.
Den Purpur reiß' ich von den Schultern dir,
Und deiner Krone Zacken sind der Hölle! —
Kommst du als Bettler zu mir, bleibe Bettler,
Sei der Geringste unter den Geringen,
Die einst vergeblich deine Knie umschlangen
In ihres Herzens bittrer Not und Trübsal!
Geh hin, wo deine feilen Schranzen sind,
Aus meinen Augen, ungetreuer Knecht!"

„Von Gottes Gnaden bin ich, der ich bin", —
Welch stolzes Wort, welch Wort voll tiefer Demut! —

Auch du, o Kaiser, bist von Gottes Gnaden
Und fühlst es tief und stolz in deinem Herzen.
Nicht nach der Menge Gunst und Meinung lenkst du
Den Schritt des Herrschers; nicht nach andrer Einsicht
Versendest du die Strahlen deiner Macht.
Du selbst willst herrschen, selbst willst du verwalten
Das köstliche, dir anvertraute Pfund
Im Vollgefühle treuer Pflicht und Arbeit
Und Gott allein die Rechenschaft erfüllen,
Die hohe, heilige Verantwortung.

Ja, heilig ist sie, die Verantwortung,
Die grade dir, o Kaiser, ward verliehen!
In jungen Jahren schon ward dir ein Erbe,
Wie es noch keinem Fürsten je beschieden:
Das Erbe eines Herrschers, der die Welt
Nicht mit dem bloßen Schwert nur überwunden,
Nein, mit der Liebe auch und mit der Demut;
Das Erbe eines herrlichen Geschlechts,
Das endlich, endlich nach Jahrhunderten
Unsäglicher Erniedrigung und Schmach
Die Raben vom Kyffhäuserberg verscheuchte,
Den alten Kaiser jubelnd dann erlöste,
Den Kaiser Barbarossa in der Burg.
Sein roter Bart war weiß gebleicht, wie Schnee,
Weil er so lange, lange warten mußte,
Verzaubert tief in dem Kyffhäusergrunde,
Bis daß sein Volk sich endlich kühn ermannte;
Und aus dem Rotbart ward der Kaiser Weißbart.
Doch ob ihn gleich der Jahre Last bedrückte,
Und ob sein Bart so weiß gebleicht, wie Schnee,
Weil er so lange, lange warten mußte, —
Sein Herz war jung, jung waren seine Kräfte,
Alt war er nur, wie alter Feuerwein.
Und wie er einst sein Volk im heil'gen Kreuzzug
Zu Sieg und Ruhm geführt in heißer Schlacht,
So zog er an der Spitze seiner Mannen
Auf hohem Roß hinaus zum heil'gen Krieg;
Zerschmetterte mit reckenhaften Streichen
Des Erbfeinds frevelhaften Uebermut
Und schmückte mit der Nibelungen Krone
Aus freien, deutschen Rheines heil'ger Flut
Das Silberhaar, das vielgeliebte Haupt.
Von Gottes Gnaden ward er, der er ward,
Welch stolzes Wort, welch Wort voll tiefer Demut!

Er fühlte tiefer Demut voll die Gnade,
Und Gnade spendete auch er. Herab
Von seinem Thron erscholl die große Botschaft,
Die heil'ge Botschaft von dem Recht der Armen.
Du aber, Kaiser, Wilhelm du der Zweite,
Du warst es auch, als du die heil'ge Erbschaft,
Des großen Ahns Vermächtnis an das Elend,
Freigebig an die Trauernden verteiltest,
Die an der Bahre ihres Vaters klagten;
Die hehre Botschaft machtvoll wiederholtest,
Nur reicher noch, nur noch verheißender!
Da ging es wie ein Lenzwind durch die Lande,
Da schmolz das Eis und schäumte in den Flüssen
Gewalt'ger, herrlicher Begeisterung
Und überflutete die Ufer. Lautlos
Stand die Geschichte still in ihrem Gange
Und lauschte auf das Wort des jungen Herrschers,
Der die Verjüngung einer Welt versprach
Und die Befreiung von dem schändlichsten,
Dem schmutzigsten der Joche hier auf Erden:
Der Geldherrschaft, der Herrschaft blut'gen Goldes. —
Der Antichrist, der Königsfeind erbebten,
Denn stumpf ward über Nacht ihr nacktes Schwert,
Und ihres Dolches gift'ge Spitze brach;
In Asche sank des Aufruhrs düstre Glut,
Da du, o Kaiser, ihr die Nahrung nahmst. — —

... Und ist sie wirklich denn verdorrt, die Saat,
Die schon so lieblich auf den Feldern grünte,
Die nun schon wieder weißer Schnee bedeckt?
Warum sind sie so bald verwelkt, die Knospen,
Die eben noch dein Wort hervorgezaubert
Am alten, müden Baume unsrer Zeit?
Muß immer wirklich nur der Wanderer

Sich opfern? Wird denn niemals, überwunden,
Die grause Sphinx sich in den Abgrund stürzen,
Die Sphinx, die alte, der socialen Frage?

Nein, Kaiser, nein, wir glauben deinen Worten,
Wie Kinder an die Worte ihres Vaters!
Du wirst dein Volk im Elend nicht verlassen,
Wirst deine Sendung herrlich noch erfüllen!
Es ist nur Schnee des Märzen auf den Feldern,
Und bald ergrünt die junge, frische Saat;
Es ist nur Reif des Frühlings auf den Knospen,
Und bald erprangen sie in voller Blüte!
Und auch der alte, müde Baum der Zeit,
Er ist so alt, so müd' noch lange nicht,
Daß er nicht wieder neue Säfte zöge
Aus Gottes reicher, tiefer Muttererde.
Du aber, Kaiser, wirst am späten Abend,
Am milden Herbstesabend deines Lebens,
Wenn deine Sonne sanft zur Rüste geht,
Dereinst durch goldne Aehrenfelder wandeln
Und volle, fruchtbeschwerte Gartenbäume,
Ein Patriarch in seiner Enkel Mitte,
Gesegnet und geliebt von deinem Volke,
Wie einst dein frommer Ahn, der große Kaiser!

Der deutschen Kaiserin Auguste Viktoria zum Geburtstage.

(22. Oktober.)

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands Kaiserin,
Nicht prunkvoll prahlende Weisen
Tönen mir durch den Sinn.

Feierabend-Läuten,
Milde, voll und weich,
Will mir im Tiefsten bedeuten
All dein Wirken im Reich;

Abendfrieden und Segen
Nach heißen Tages Last
Und nach den harten Wegen
Am Kreuze selige Rast. —

Will ich im Liede dich preisen,
Deutschlands hehrste Frau,
Möcht' ich den Lorbeer weisen
In seine welsche Au,

Von deutschen Aehren pflücken
Dir einen goldenen Kranz
Und ihn mit Kornblumen schmücken
In schimmernden Taues Glanz.

Im deutschen Vaterlande
Ist keine schönere Zier —:
Die Heimat im Gottesgewande
Huldigte also dir. —

Will ich dich preisen im Liede,
Deutschlands Kaiserin,
An heimischen Herdes Friede
Mahnen mich Herz und Sinn;

An mütterliches Walten
In der Lieben heimlichem Kreis,
An des Märchens traute Gestalten,
An der Dichtung Wunderreis;

An heiliger Liebe Leuchten
Auf herber Thränen Tau —:
Nichts holder, will mir däuchten,
Als die deutsche Mutter und Frau!

Heroldsruf.

Geschmettert in Staub ist die Ritterburg, es starren die Trümmer verwittert,
Doch am herrlichen Geiste des Rittertums sind der Zeiten Mächte zersplittert!
Das eiserne Rad der rollenden Zeit hat die Rechte des Adels vernichtet,
Doch es leben die köstlichen Worte noch heut, die Worte: „Adel verpflichtet!“

Nicht nahe er sich voll Eigensucht, um das Volk zu zwingen nnd knechten,
Auch nicht, um vom blutigen Schweiße des Volks sich zu bereichern mit Rechten;
Wie einstmals sei er zu kämpfen bereit mit gott-begeistertem Mute
Für Kreuz und Krone und Vaterland, für das Wahre, Schöne und Gute!

Es muß eine große, starke Nation einen kraftvollen Adel besitzen,
Den sie selbst erwählt in Not und Gefahr und hingestellt an die Spitzen,
Einen edelen Stand, einen Fels im Meer, an dem die Fluten zerschellen,
Der das Banner der Ideale erhebt ob des Tages schäumenden Wellen.

Des Zeitgeists finsterer Schoß gebar den mammonumgürteten Drachen,
Nach der Menschheit heiligen Kronen lechzt der alles zermalmende Rachen,
Doch ein rechter Ritter bezwingt ihn noch mit kühngeschwungenen Streichen,
Und die kreuzgetragene Lanze dringt in die giftgeschwollenen Weichen! ...

Wohl manches alte Geschlecht versank in des Elends tiefe Umnachtung —:
Wer heute den Adel noch führen will, der muß ihm erzwingen die Achtung;
Doch wer um des Standes heilige Pflicht nicht mag sich im Herzen bekümmern,
Der schände den Adel auch fürder nicht, der mag sein Wappen zertrümmern!

Drum schließt, ihr Edlen, euch allzumal zu fester Mauer zusammen
Und schmiedet das neue Ritterschwert in froher Begeisterung Flammen,
Und schwingt es heute und allezeit mit gottbegeistertem Mute
Für Kreuz und Krone und Vaterland, für das Wahre, Schöne und Gute!

Des alten Kaisers Heimgang.

Zum 9. März.

Am neunten Märzen war's, da drang die Kunde
Ins deutsche Volk: „Der alte Kaiser tot!"
Es war, als rastete im Flug die Stunde,
Als nahte schüchtern nur das Morgenrot,
Den jungen Tag zu grüßen und das scheue,
Verwaiste Volk, das dichtgedrängt empor
Zu den Gemächern starrte, wo das treue,
Das Vaterauge sich gehüllt in Flor.

Gebrochen war es, dessen milde Strahlen
Wie Maiensonne Deutschlands Lenz erweckt;
Der greise Held — in Deutschlands Friedensthalen,
Da hat er sich zum Schlummer hingestreckt.
Was er gesät trotz hohen Alters Bürde,
Nun grünt und blüht und duftet es um ihn;
Rings seiner Arbeit Zeichen, seiner Würde:
So lag er da im Dome zu Berlin.

Im Dome zu Berlin! Von tausend Kränzen
Umduftet, ruht der kaiserliche Held;
Herbeigeeilt noch lange vor dem Lenzen
Sind schon die Liebesboten einer Welt.
Die Orgel lispelt träumerische Klänge,
Wie erzgegossen steht die Totenwacht,
Vorüberflutet eine Menschenmenge — —
Ein leises Schluchzen: — Kaiser, gute Nacht! . . .

Am Morgen war's — es war ein kalter, trüber —
Nur leise murmelnd wogt des Volkes Flut;
Mit ernstem Spiele zieht an ihm vorüber
Der Regimenter treue Leichenhut. . . .
Dann Trommelschlag, erschütternd, dumpf und schaurig,
Hernieder stürzt der Thränen Quell mit Macht:
Ein Sarg — ein Helm — ein Sonnenstrahl — und traurig
Schließt sich der Himmel: — Kaiser, gute Nacht!

Was trauerst du, gehüllt in Witwenschleier,
Viktoria auf dem Brandenburger Thor?
Versammelt sieh' zu deines Lieblings Feier,
Zur Huldigung, der Fürsten prächtgen Chor!
Ihn aber lockt der Glanz der Erde nimmer, —
Ermüdet von dem langen irdschen Thun,
Wie einst als Kind in goldner Locken Schimmer,
Zu seiner Mutter Füßen will er ruhn.

Der Türmer.

(Zur Eröffnung der gleichnamigen Zeitschrift.)

„Zum Sehen geboren,
Zum Schauen bestellt . . .“
Lynkeus, der Türmer.
(Faust II.)

I. Morgenlied.

Nun soll des Türmers Weckerhorn
Weit in die Lande schallen,
Zum Hüttlein, tief im goldnen Korn,
Wie zu des Burghofs Hallen;

In stolzer Herren Prunkpalast,
In stiller Denker Klause, —
Ein sonnenfroher Morgengast
Im schlichten Bürgerhause!

Zerteilend soll mein Türmerhorn
Durch Dunst und Nebel wettern,
Dem Nachtgezücht in heil'gem Zorn
Gell in die Ohren schmettern!

Aufwirbeln soll im Windesdrang
Der Puder der Perücken!
Wegblasen soll der helle Klang
Der Lüge ihre Krücken!

Auf Zipfelmützen siegesfroh, —
Wo alte Zöpfe wackeln, —
In faulendes Philisterstroh
Werf' ich des Liedes Fackeln.

Geschäftsmoral und Heuchelzorn,
Banausen, Pharisäer,
Sie schossen üppig wohl ins Korn,
Doch kommt die Zeit der Mäher!

Schon hebt ein leises Wehen an
Wie naher Wettersegen,
Die Unnatur, den Größenwahn
Mit Blitzen auszufegen.

Dann endlich atmen wir befreit
Vom Joch der goldnen Kalbheit,
Vom platten Dienst der Wirklichkeit
Und ach, vom Fluch — der Halbheit!

Aus keuschen Kelchen schimmernd lacht
Der Herzen heilige Blüte,
Der Ideale volle Pracht
Im fruchtenden Gemüte;

Die blaue Blume, lange schon
Umhüllt von heißem Staube,
Geknickt von wüstem Gauklerhohn:
Der alte deutsche Glaube.

Der Glaube an ein Vaterherz,
Das alles gütig leitet;
Die Sehnsucht, die mit süßem Schmerz
Die bange Brust uns weitet;

Die tiefe Luſt an der Natur
Geſchwiſterlichem Leben;
Der Hang, auf goldner Liedesſpur
Ins Träumeland zu ſchweben. —

Nicht kann mein ſchlichtes Türmerlied
Die „Wahrheit“ euch verkünden,
Doch ſuch' ich ſie — in Wald und Ried,
Auf Bergen und in Gründen;

In Menſchenherzen, heiß und kühl,
Im ernſten Kleid der Weiſen,
Im buntgedrängten Stadtgewühl
Und auf des Künſtlers Reiſen.

So laßt mich frei und ohne Scheu
Des Türmeramtes warten,
Ein ſchlichter Wächter, doch getreu,
Im weiten Gottesgarten.

Und biſt du müde von der Haſt,
O Wandrer, deines Strebens,
Und ſehnſt du dich nach ſtiller Raſt
So ruf' ich nicht vergebens.

Manch Ruheplätzchen heimatlich
Lockt dich am Bergeshange —
Verweile, Freund, ich grüße dich
Mit meines Hornes Klange!

2. Abendlied.

Schon taucht die Sonne ihr Gefieder,
Das strahlende, in Meeresflut,
Und Schatten sinken sanft hernieder
Auf Waldesgrün und Felsenglut.
Am dunkeln Horizont erglimmen
Die Sternlein ruhig, mild und kühl;
Bald schweigen auch die lauten Stimmen,
Und müde löst sich das Gewühl.

Was sich am Tage streng geschieden,
In scharfe Formen abgegrenzt,
Es eint sich sanft im Abendfrieden,
Vom milden Mondenstrahl beglänzt.
Die starren Formen werden milder,
Es stirbt die laute Welt des Scheins,
Die vielen wirren Einzelbilder
Verfließen allgemach in Eins.

Mein Auge schmerzt vom scharfen Spähen —
Wer darf dem leicht betrognen trau'n? —
Ach, allzuviel hab' ich *gesehen*,
Nun laßt mich feiern, laßt mich *schau'n*.
Versinkt, ihr Bilder der Verneinung!
Mir strahlt in Erdenlust und -Leid
Durch flücht'ge Wolken der *Erscheinung*
Der stille Mond der *Ewigkeit*.

Es reift der Wein am Bergeshange,
Sanft beugt der Wind das schwere Korn —
So stimm' ich denn zu tiefem Klange
Mein abendkühles Türmerhorn:
In süßen Weisen zu genießen
Was Bleibendes der Tag gebracht,
Und Morgensehnsucht auszugießen
Hin durch das stille Thal der Nacht . . .

Baltisches Lied.

O Baltenland,
Du schönes Land,
Du liebe Flur am Ostseestrand!
In deiner schlichten Herrlichkeit,
Du schöne Braut, so oft gefreit!
An deren Brust des Meeres Flut
Sich stürzt in wilder Liebeswut, —
Laß falten meine Hände mich
Und beten still und feierlich:
Du seiest nun und allezeit
Gebenedeit, gebenedeit!

O Baltenland,
Du armes Land,
Du liebe Flur am Ostseestrand!
Du Land, das seiner Blüten Zier
Zertreten sah von fremder Gier;
Dem Polenlist und Schwedentrug
Wohl manche tiefe Wunde schlug;
Wo manche rote Rose glüht,
Auf blutgetränkter Flur erblüht,
Du seiest nun und allezeit
Gebenedeit, gebenedeit!

Ein Gassenbild des Lebens.

Psychologische Studie.

Mondhelle Nacht, des Traumes Geister walten ...
Zwei Mädchen wandeln durch die leeren Gassen;
Man möchte kaum sie für zwei Schwestern halten,
Weil sie nur wenig zu einander passen.
Hoch war und stolz die eine an Gestalt,
Jedoch ihr Antlitz war gebleicht vom Leiden,
Und ihre Blicke funkeln streng und kalt,
Als könnten sie wie harter Demant schneiden.
Erhobnen Haupts, beinahe majestätisch,
Schritt sie dahin in ärmlichen Gewanden,
Als ob sie hoch auf einem Thron gestanden
Und nicht gesessen eben erst am Nähtisch.
Lang wallten ihre nächtig-dunkeln Haare,
Sie mochte zählen fünfundzwanzig Jahre.

Die andre war viel kleiner an Gestalt,
Blond war ihr Haupt, und auf den feinen Wangen
Thront einer Morgenröte zartes Prangen.
Sie war vielleicht erst siebzehn Jahre alt.
Verschleiert strahlte ihrer Augen Glanz;
Schon mußten ihre frischen, ros'gen Lippen
Am Kelch des Kummers und der Sorge nippen,
Und manche welke Blume zählt der Kranz
Der Stunden schon aus ihrer Lebensflur.

Allein der Jugend Feuer hat Natur
Mit zäher Glut verschwendrisch ausgestattet,
Daß es, schon halb erstickt, doch nicht ermattet.
So brechen aus den gramumflorten Augen
Die Strahlen noch, die mit der Sonne Kraft
Sich drängen durch der Nebelwolken Haft
Und an der Hoffnung Lenzen fest sich saugen.
So wölbten ihre Lippen sich zum Kusse;
Die selben Lippen, die am Kelch voll Wermut
So früh genippt, sie forderten die Buße
Für alle Stunden langer, banger Schwermut.
Sie machten Anspruch an die Lust des Lebens,
Sie wollten in dem Lenz der Jugend nicht
Verwelken langsam, ungeküßt, vergebens!
Und übers keusche, fromme Angesicht
Huscht hin und wieder leises Lächeln hin,
Wie träumerisch aufleuchtendes Verlangen,
Zieht Strahlenfurchen in den ros'gen Wangen
Und schwindet heimlich unterm runden Kinn.
Und dieser Mund — er träumt doch auch von Liedern,
Von Liedern — schön, wie keiner sie gesungen!
Und manchmal zuckt es in des Mädchens Gliedern,
Als wär' ein Ton in ihrer Brust erklungen
Von einer Wunderharfe Melodieen.
Und leise, ahnungsvolle Klänge ziehen
Durch ihre Seele, und es bebt am Munde,
Als woll' ein Lied aus ihres Herzens Grunde
Der Lippen ros'ges Ufer überfließen
Und weit ins volle Leben sich ergießen.
So schritt sie hin, die junge Magd. Sie trug
In einer Hand den schlichten, hohen Krug,
Der kranken Mutter ärmlich Abendbrot,
Das sie erspart von ihrer eignen Not. —
Sie waren später heut als sonst entlassen

Aus ihrer Arbeitsstube und sie schritten
Drum raschen Ganges durch die stillen Gassen,
Im Mondesglanz, durch schatt'ger Häuser Mitten.

Da — horch! —
Von weitem tönt ein wildes Lärmen!
Was jubelt dort von ferne her und lacht?
Ein wilder Troß von Knaben ist's, die schwärmen
Mit Schreien, Jubeln durch die stille Nacht.
Es schallt das Pflaster von den Tritten wieder,
Dazwischen klingen übermüt'ge Lieder.
Die Jugend ist's, die nur den Sonnenspuren
Des Lebens folgt und, reicher Wieg' entsprossen,
Mit Frohsinn schwärmt durch ihres Daseins Fluren.

Voran dem bunten Chore der Genossen
Ein Jüngling schritt in modisch reichem Kleide.
Ein zierlich Stöcklein trug er in der Hand,
Und um die feinen weißen Finger wand
Von rotem Gold sich gleißendes Geschmeide.
Genuß und Jubel, nicht den düstern Gram,
Strahlt seine weiße, freie Stirne aus,
Der noch kein Weh die frische Glätte nahm;
Die nach der Jugend stürmerischem Braus
Von des Genusses Uebermaß sich faltet
Und welk im frühen Alter einst erkaltet.
Aus diesen Augen quellen niemals Thränen;
Frei darf ihr Feuer in das Leben strahlen,
Sie brauchen nicht mit ungestilltem Sehnen
Im Innern nur sich eine Welt zu malen,
Die schöne Glut schwermütig zu verschließen, —
Sie dürfen schauen, fordern und genießen.
Das Lockenhaupt vom Mondesglanz umflossen,
Leicht schritt er hin. Ihm folgten die Genossen
Mit Sang und Jubeln und mit heiterm Worte.

Die Mädchen aber, von dem Lärm erschreckt,
Sie sehn sich ängstlich um nach einem Orte,
Der sie dem übermüt'gen Blick verdeckt,
Und kräftig zieht am Arm die Aeltre bald
Die Schwester unter eines Hauses Dach.
Allein der Schritt der Jünglinge erschallt
In allernächster Nähe schon, und ach!
Sie wollten bergen sich, — jedoch zu spät!
Der Jüngling hat die Mädchen schon erspäht!

Er sieht der beiden herrliche Gestalten
Und sieht entzückt die schönen Angesichter,
Verklärt vom heil'gen Schein der Himmelslichter,
Und, sieggewohnt durch seiner Glut Gewalten,
Will er den Augenblick auch hier genießen,
Die Blumen pflücken, die am Wege sprießen.
Und schnell entschlossen, mit dem Plane fertig,
Zu den Genossen ruft er: „Seid gewärtig
Der beiden Mädchen, die dort vor uns wandeln!
Doch laßt mich nur zuvor alleine handeln,
Daß ich zuerst versuche dort mein Glück,
Und bleibt ein wenig hinter mir zurück."
Und lachend Antwort die Gefährten geben.

Er aber eilt von dannen flink, behende,
Und an der Gasse bald erreichtem Ende
Sieht er die Mädchen fliehn; denn diese streben,
Da sie bemerkt von seinem Auge sind,
Ihm nun so schnell als möglich zu entweichen.
Allein dem Blick des jungen Manns entrinnt
Die Absicht nicht. Er ruft, schon nicht mehr ferne:
„Was eilt ihr denn? Ich werd' euch doch erreichen!
Ich plauderte mit euch ein Weilchen gerne!"
Und schon nach wen'gen raschen Schritten steht
Er siegeslächelnd, keck, an ihrer Seite:

„Wohin, ihr Mädchen, eilt ihr denn so spät?
Erlaubt ihr wohl, daß ich euch nun begleite?“
So ruft er kühn und schon will er den Arm
Der Aelteren ergreifen — doch gewandt
Weicht sie zurück und stößt des Jünglings Hand
Weit fort von sich — und dann — ein Blick voll Harm,
Voll ungeahntem Harm und Haß zugleich,
Ein Blick aus tief zerriss'nem Seelenreich,
Ein Blick, wie Kohle sengend, kalt wie Eis,
Ein Blick, in dem das ganze tiefe Leid
Zerknickter und betrogner Jugend lag,
Aus ihrem Aug' durchbohrt sein Herz, das heiß
Noch eben schlug in Lust und Seligkeit. —
So mordet Nacht den goldgelockten Tag;
So schießt aus Gräbern plötzlich eine Schlange,
Aus Totenbein und Moderduft ans Licht
Und speit ihr Gift in wildem Rächerdrange,
Das Gift, das sie dem kalten Tod entsogen,
Der gleißnerischen Sonne ins Gesicht!
So schnellt ein Dasein, um den Lenz betrogen,
Aufs frische Leben seinen gift'gen Pfeil,
Verfluchend seiner Zukunft Licht und Heil!

Sie sprach kein Wort, trat nur zur Seite schnell,
In düstrer Häuser Schatten sich begebend.
Er aber stand erstarrt, wie kaum noch lebend,
Der kecke, übermütige Gesell;
Erstarrt von diesem fürchterlichen Blick,
Verwundet von dem schlangengift'gen Hassen,
Das ihrem Aug' entblitzte, — kurze Frist; —
Nicht konnt' er seine ganze Tiefe fassen!
Das Blut geht wieder den gewohnten Gang,
Bis es den einen Augenblick vergißt
In der erneuten Augenblicke Drang.

Nur kurze Frist — er wendet sich zum Gehn.
Da sieht er neben sich die andre stehn,
Mit Kindesaugen fragend, und den Mut
Belebt ihr Anblick ihm mit frischer Glut.
Und artig wendet er sich an die zweite
Und bietet ihr sein freundliches Geleite.

Sie hatte wohl den tiefen Blick gesehen,
Den ihm die Schwester tötlich hingesandt;
Doch konnt' auch sie nicht diesen Blick verstehen,
Verstand auch nicht, warum sie seine Hand
So jäh und zornig hatte weggeschlagen.
Sie fühlte eines leisen Mitleids Regen
Mit diesem Jüngling, der jetzt nur mit Zagen
Begleitung antrug ihr auf ihren Wegen.

Und dieser Jüngling — herrlich stand er da
In seiner Jugend, seiner Schönheit Fülle,
Und seines dunkeln Auges Leuchten sah
Mit leiser Bitte durch der Wimper Hülle.
Wohl fühlt sie, wie sein Aug' auf ihrem ruht
Und ist sich dessen doch nur halb bewußt,
Doch seiner Schönheit trunkne Siegesglut
Ergießt sich wogend in des Mädchens Brust. —
Sie, die in ihrem ärmlichen Daheim
Von mißgestalter Krankheit nur umgeben,
Sie fühlte leise einer Sehnsucht Keim,
Geheimnisvolles, ahnungssüßes Weben.
Nach Schönheit dürstete die junge Seele,
Nach Schönheit, Luft und warmem Sonnenschein,
Nach einem Lied aus angstbefreiter Kehle
Und — nach der Liebe rotem Funkelwein.
Nun sah sie vor sich einen Jüngling stehn,
In dem verkörpert all ihr Sehnen war,

Und dieser Jüngling wollte mit ihr gehn! —
O Herz, wie bist du doch so wunderbar!
So märchenfroh, so stiller Rätsel voll,
Vom Augenblick so leicht zu überraschen!
Das warme Blut aus ihrem Herzen quoll
In ihr Gesicht, und die Gedanken naschen
An einem luft'gen Traum der Phantasie;
Die klugen Diener der Vernunft, der strengen,
Sie fliegen aus dem Hirne und versengen
Die Flügel an der Glut der Poesie;
An einem Feuer, das — geboren nie —
Nur in dem Reich der Ideale glüht,
Im rätselvollen menschlichen Gemüt. —
Wie Lenzeswonnen zog's durch ihre Brust,
Wie zeugend Leben, schauernd, kaum bewußt.
Doch sprach kein Wort der keusch verschwiegne Mund
Nur innen fühlt sie schwellende Gewalten,
Als wolle eine Rose sich entfalten
Auf ihres Herzens glutdurchstrahltem Grund
Mit wundersüßem, drängendem Begehren.
Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah,
Und stand errötend, selbstvergessen da. . . .

Der Jüngling nahm ihr Schweigen für Gewähren. —

An ihrer Seite schritt er nun dahin,
Doch wagt' er's nicht, ihr seinen Arm zu reichen,
Aus Furcht, sie könnte ihm mit scheuem Sinn,
Ein banges Reh, auf leichtem Fuß entweichen.

Die ältre Schwester aber folgte ihnen
Langsamen Schrittes, düster in Gedanken;
Noch scheint's auf den geheimnisvollen Mienen
Wie Wetterleuchten hin und her zu schwanken.

Bedächtig folgte sie dem jungen Paare —:
So zieht dem Leben nach des Todes Bahre!

Die beiden aber wandelten beisammen:
Sie still und schüchtern und in sich versunken;
Er keck und fröhlich, von dem Kelche trunken
Der Sinnenlust in loher Jugend Flammen!
Und was dort duft'ge Knospe im Gemüte,
Hier ist es prächtig aufgeschloss'ne Blüte;
Und was dort Sehnsucht nach dem Ideale,
Hier ward es Wirklichkeit im Sonnenstrahle.
Dort — Poesie, ein unbegrenzter Traum;
Hier — Wirklichkeit, erblüht in Zeit und Raum. —

Er fragte sie, ob ihre Wohnung weit,
Und meint' zugleich, daß es doch sehr gefährlich
Für junge Mädchen sei, um diese Zeit
Allein zu gehn; und sah dabei so ehrlich
Auf sie herab, daß sie ihm Glauben schenkte,
Wenn sie auch seine Rede nicht verstand.
Er aber, als ein kluger Weltmann, lenkte
Bald das Gespräch auf andern Stoff gewandt.
Er fragte, ob sie ins Theater gehe,
Und ob ihr dies' und jenes Stück gefalle.
Sie aber schwieg auf seine Fragen alle
Und sah ihn an, als ob sie nicht verstehe.
Und bald gewahrte er, daß sie noch nie
Im Strom der Welt gewallt, die Poesie
Von jenen Brettern, die die Welt bedeuten,
Noch nie gehört, und er begann darauf
In rascher, bilderreicher Rede Lauf
Ihr seiner Worte dunkeln Sinn zu deuten;
Erzählte ihr von jenen Wundern all,
Von all den bunten Märchen im Theater,
Dazwischen hemmt' er seiner Rede Schwall,

Und, sie dahin zu führen, eifrig bat er.
Sie müsse sich befrei'n von allen Banden
Und Wonne schlürfen aus des Lebens Wellen,
Eh' sie versiegen, des Genusses Quellen,
Und in des Alters dürrer Flur versanden.
Schön sei das Leben, wenn man es nicht träumend
Und ungenützt vorüberfließen lasse,
Der Wollust Becher fülle, daß er schäumend
Und brausend überquelle von dem Nasse
Der herrlichen, der ungeahnten Wonnen
Aus frischer Jugend übermüt'gem Bronnen.
Und nur der Schaum vom Becher sei zu schlürfen,
Der Silberschaum mit durstig-heißen Lippen,
Die nie den Kelch zur Neige leeren dürfen
Und nur vom Rande des Genusses nippen.
Den Bodensatz der Schmerzen weih' man all
Als Opfertrank dem Gott der Unterwelt,
Dann schleudre man das unnütze Krystall,
Daß Glas am Glase wiederum zerschellt!

So sprach der Jüngling manches rasche Wort
Und vieles — was er selber nicht verstand.
Doch seine leichtbeschwingte Rede fand
Den Weg in ihres Herzens keuschen Hort.
Wenn seine Sprache ihr auch dunkel war,
So — klang sie doch so schön und wunderbar!
Und was wir halb verstehen, was im Dunkel
Als Irrlicht nur erglänzt mit Truggefunkel,
Das dünkt uns herrlich stets, weil die Gedanken
Im unbegrenzten Aetherraume schwanken,
Das dünkt uns heller oft als hellste Wahrheit,
Denn das Gemüt — es ist ein Feind der Klarheit! —
Und dann erzählte er von Tanz und Bällen,
Wie da in weitem, reichverziertem Saale,

Den tausend Lichter mit dem weißen Strahle
Wie eine Nacht im Feenreich erhellen,
Bei der Musik verführerischen Klängen
Die Paare schwingen sich im feur'gen Tanz,
Die Herzen wonnig aneinander schwellen,
Und alle bunt sich durcheinander drängen,
Bis sie zuletzt verschlingen sich zum Kranz,
An dem der Diamanten heller Glanz
Mit Funkeln blitzt wie silberklarer Tau
Auf duftdurchhauchter, lichtumstrahlter Au!
Wenn Wange schon an Wange sich gerötet,
Dann sei die Schalheit dieser Welt ertötet,
Und zweier Herzen Aneinanderschlagen —
Das sei die Antwort auf des Lebens Fragen;
Der Kuß der wahre, einzige Gewinn,
Denn Liebe sei der Erde Königin!
Nicht jene blaße Liebe der Idee,
Von der so gern die Philosophen schwärmen,
Die sich um Weltbeglückung grundlos härmen,
Die niemals Freuden bringt und immer Weh;
Nicht jene welke Liebe in den Dichtern,
Die, gleich der weißen Rose aus dem See,
Ihr Haupt erhebt und nach des Himmels Lichtern
Vergeht in ew'gem, ungestilltem Sehnen,
In deren Kelch von Anbeginn schon Thränen, —
Das sei die Liebe kummervoller Nächte,
Nein! Eine andre Liebe sei die echte!
Die Liebe, deren flüss'ger Feuerstrom
Den Geist berauschend durch die Adern saust
Im Wonnetaumel, daß des Körpers Dom
In Höhn und Tiefen zittert und erbraust, —
Auf deren Altar opfert die Natur:
Das sei die einz'ge wahre Liebe nur!
„Ja die, nur die!"

Und wie vom Rausch erfaßt,
Von seinen eignen glüh'nden Worten trunken,
Kann er nicht an sich halten, zieht mit Hast
Das Mädchen an die Brust mit kräft'gem Arm.

Doch sie? Was that denn sie? Mit Wangen warm,
Noch halb in süße Träumerei versunken,
Vom Gaukelspiele seines Worts entzückt,
Vom Augenblicke überrascht — beglückt —
Läßt sie's geschehn. Und —: „Die nur bringt Genuß!"
Der Jüngling ruft's mit Jauchzen aus und drückt
Auf ihre Lippen einen heißen Kuß!

Ein schriller Klang!! —
Zur Erde fiel der Krug,
Den sie für ihre kranke Mutter trug;
Sie hatte sein im sel'gen Rausch vergessen!
In tausend Scherben brach er nun entzwei, —
Es war der Wirklichkeit empörter Schrei,
Der fragte sie: „Was wird die Mutter essen?"
Zerstoben war des Traumes goldner Glanz,
Das Lied zerrissen voller Dissonanz!
Erschrocken ließen von einander beide.
Und plötzlich, wie dem dunkeln Reich entstammt
Der Erde, stand die ältre Schwester dicht
Bei ihnen, und mit vorwurfsschwerem Leide
Schaut sie der andern tief ins Angesicht.
Und dann auf ihn ihr dunkles Auge flammt,
Und in die Ferne deutet sie und spricht:
„Hinweg, Versucher! Es ist nun genug!
Nicht mehr bethörst du sie mit süßem Trug.
Es paßt Genuß nicht für die herbe Not, —
Dies war der kranken Mutter Abendbrot!"
Und auf die Scherben weist sie finster hin.

Doch er — er stand wie mit beschämtem Sinn
Und wie von leiser Reu' ergriffen da,
Indem er auf das Pflaster niedersah,
Wohin des Kruges Inhalt sich ergoß
Und rieselnd hin nach allen Seiten floß,
Den Staub der Straße wälzend vor sich drängte
Und sich mit ihm zu trüber Flut vermengte.
Ein unschön Bild war's und — nicht angenehm
Zu sehn! Auch war die Reu' ihm unbequem,
Die Scham, die er, wenn leise auch, empfand
Vor jener, die nun drohend vor ihm stand.
Ernüchtert war er nach dem Sinnentraum;
Ihn widerte das Bild des Elends an,
Das, rasch gemalt, die Phantasie ihm bot,
Und leise wich des Blutes heißer Bann.
Er, der nur nippte an des Lebens Schaum,
Er mußte jetzt den Bodensatz der Not,
Den trüben, häßlichen des Elends, schau'n
Und fühlte fröstelnd ein geheimes Grau'n.
Rasch ist das Feuerwerk der Lust verbrannt!
Und ohne auch nur einmal aufzusehn,
Kehrt' der Prophet der Wahrheit sich zum Gehn
Und schritt dahin, bis er dem Blick entschwand.

Sie aber schaute auf die Erde nieder.
Noch wie im Nachhall leis verklungner Lieder,
Die hold an ihrem Ohr dahingezogen,
Hebt ihre Brust sich unter sanften Wogen.
Noch träumt ein Lächeln auf dem Angesichte —
Gleich einem müden, milden Sternenlichte,
Das an dem fernen Horizont verglimmt;
Ein Lächeln, das dem Traum, der schon entflieht,
Ins bleiche, schöne Totenantlitz sieht,
Auf immer, immer Abschied von ihm nimmt!

O armes Licht, nicht lang währt deine Glut,
Erlöschen wirst du bald in Thränenflut!
Noch läßt dich leuchten die Erinnerung,
Dann kommt die strenge Wirklichkeit und spricht:
„Du hattest nicht am holden Traum genung,
Du wolltest mich? Nun wohl, erlisch denn, Licht!“ —
Noch kämpft die Sonne mit der Wolken Dunkel,
Noch siegt der Strahl mit zitterndem Gefunkel.
Ein kurzer Sieg! Bald ist der Strahl geschwunden,
Und bald das Licht vom Dunkel überwunden,
Und große, schwere Tropfen fallen nieder,
Und trüb und dunkel ist der Himmel wieder!
So brechen aus des Mädchens Augen bald,
Gedrängt von überquellender Gewalt,
Die heißen Thränen schwer und still herab
Auf toter Träume viel zu frühes Grab.
Es bebt der Mund — des Lächelns Schein verblich!
Es blieb der Bodensatz — der Schaum entwich!
Zerstoben ist der golddurchwirkte Wahn,
Und, auf die Scherben ihres Kruges schauend,
Ruft sie mit Augen, mächtig übertauend:
„O Mutter, Mutter, was hab' ich gethan!“

Die andre war in Sinnen tief versunken,
Und als sie sah der Schwester heißen Gram,
Versprühten leise ihres Zornes Funken,
Und Wehmut übermannt' sie nach und nach.
Und in der Wehmut weicher Stunde kam
Auch die Erinnerung zu ihr gegangen
Und sprach zu ihr von manchem schönen Tag.
Sie aber lauschte still und tief befangen
Der wundersamen, gottgesandten Mär.
Und da flog leise auch ein Lächeln her
Und senkte sich auf ihre bleichen Wangen.

Ach, wie so mancher Traum ihr da erstand
Aus einem morgenfrühen Märchenland
Und wie so manches längst verblichne Bild!
Und zu der Schwester sprach sie weich und mild:

„O wahre dir der Jugend Poesie!
Sie ist das einzige, das ewig schön.
Durch ihren bunten Zauberschleier sieh'
Zum Glück empor auf seinen Sternenhöhn!
Lab' deinen Blick an goldnen Idealen,
Eh' noch der Jugend Morgenduft zerrinnt;
Nur darum schön sind sie in ihren Strahlen,
Weil eben sie uns — Ideale sind!
O eile nicht, den Schleier bald zu lüften,
Der noch auf deinem jungen Auge ruht —
Fort zieht der Traum mit seinen Zauberdüften
Und es erbleicht des goldnen Glanzes Glut!
O eile nicht, die Knospe zu entfalten,
Die noch verschlossen dir im Busen webt —
Im Frost der Wirklichkeit wird sie erkalten,
Wenn all ihr Duft ins Grenzenlose schwebt! —
Schön ist die Poesie, doch im Entsagen,
Im ew'gen Sehnen nur bleibt sie sich gleich;
Auf goldnen Flügeln wird sie fort dich tragen
Hoch über dieses finstre Erdenreich!
Hoch aus dem wilden irdischen Gewühle
Zu einem Traum und doch zu einem Glück:
Hin zu dem heil'gen Feuer der Gefühle —
In deinen eignen Busen dich zurück! —
Der Wirklichkeit Erscheinung ist vergänglich;
Nicht Wahrheit ist sie, nur ihr Wellenschaum.
Das Glück der Wahrheit ist uns unzugänglich,
Und unser höchstes Glück ist nur — ein Traum!"

Wegekraut.

Der Selbstmörder.

Eine schauderhafte Ballade für schadenfrohe Gemüter.

... Tiergarten — eine duft'ge Frühlingsnacht;
Doch welkes Laub liegt noch auf allen Gängen.
Am Himmel kämpft der Mond mit Wolkenschleiern,
Und so verhüllt uns das Gesträuch am Wege
Das Antlitz auch, das menschliche, das dort
Sich scheu verbirgt, zu bergen wohl auch Grund hat.
Nur hin und wieder knistert es verdächtig
Wie welkes Laub, wie trocknes Reisig, drauf
Sich was Lebendiges bewegt. Verdächt'ger
Ist aber noch ein Funkeln, ist ein Blitzen,
Das gleißnerisch sich durch das Dunkel stiehlt,
Wie von Metall, von blankpoliertem Stahl,
Wie etwa von der Mündung jenes Rohres,
Das sich der Mensch zum — „Zeitvertreib" ersann.
Wer kann es sein? — Gleichviel, es ist ein Mensch,
Und vor dem Tode sind wir alle gleich.
Ein Mensch — ach ja! Er ist es, leider, leider!
Er war's so sehr, daß er es tief bereut,
Daß er es nimmer, nimmer länger sein will!

Was zögerst du, Unseliger? Warum
Springst du mit beiden Füßen nicht hinein
Ins Dunkle, in das „Nichts", das du ersehnst?

Ja, leicht ist Sterben, wenn am Sterbelager
Die Lieben all' versammelt sind voll Rührung,
Wenn man beweint, beklagt, betrauert wird.
Und leicht ist Sterben, wenn die Trommeln wirbeln,
Die Schlachtmusik erklingt, die Fahnen flattern,
Die Rosse wiehern, die Kanonen krachen;
Wenn mit dem letzten Atemzuge auch
Die letzte, schöne Losung uns entflieht:
„Mit Gott für Kaiser und für Vaterland!"
Jedoch — allein, von niemandem betrauert,
Den Tod als das zu nehmen, was er ist:
Als Rest in einem Divisionsexempel,
Der „aufgehn" müßte, aber doch nicht „aufgeht",
Weil gerade wir so schlechte Rechner sind;
Den Tod als Facit eigner Unvernunft
Mit kaltem Blut sich selber ziehen müssen, —
Nein, wahrlich, dieser Tod, der ist nicht leicht,
Der ist vielleicht der schwerste Tod von allen! . . .

Kühl weht ein Hauch, es rauschen leis' die Blätter,
Und plötzlich wirft voll königlichen Unmuts
Der Mond die läst'gen Hüllen ab und streut
Sein Silber garbenweise auf die Erde,
Auf Baum und Gras und in den laub'gen Winkel,
Wo qualenvoll ein armes Menschenkind
Vergebens sich bemüht, die Unvernunft
Des eignen Daseins zu bewältigen;
Vergebens sich das arme Hirn zermartert,
Den „Rest" zu tilgen, ach, den großen „Rest",
Der „aufgehn" müßte, aber doch nicht „aufgeht"!

Ha, was war das? Es regt sich — blitzt — es knackt —
Ha, seht doch, seht — — —!
Doch — da ist nichts zu sehen!!

Es thut mir leid: der Mann mit dem Revolver
Im Busch — er schlug sich seitwärts in die Büsche,
Der Platz ist leer. —
Nun, was denn? Sagt' ich's nicht,
Sagt' ich's nicht gleich, das Sterben sei nicht leicht
Aus bloßer Unvernunft? Auch hab' ich — leider! —
Noch nie gehört, daß jemand schon aus Dummheit,
Aus reiner Dummheit sich erschossen hätte,
Und weil er die vier Species nicht gekonnt!
Nein, wirklich, weiß ich selbst doch nicht einmal,
Wo er geblieben ist? Wahrscheinlich hat
Er sich noch eines Besseren besonnen.
Vielleicht auch fiel ihm noch was Wicht'ges ein,
Zum Beispiel: daß er leider in der Eile
Den Hausschlüssel vergessen, oder daß
Der Arzt aufs strengste ihm verboten hatte
Den Aufenthalt in kalter Nachtluft, oder —
Doch, liebe Leserin, — wer kann es wissen,
Was einem Todeskandidaten noch
In letzter Stunde einfällt?! — Freu'n wir uns,
Daß es so gut noch diesmal abgelaufen,
Und sei'n wir niemals allzusehr erpicht
Auf Thränen, die wir fremdem Elend zollen,
Und die uns selber nur — ein Hochgenuß!

Einem Täuflinge.

Zur Eröffnung des für ihn bei der Taufe angelegten Stammbuchs.

Noch glänzt dir, in der treuen Hut der Lieben,
Das Leben klar und rein und spiegelglatt —:
Wie diese Blätter, weiß und unbeschrieben,
Bist du noch selbst ein unbeschriebnes Blatt.
Bald füllt sich dieses Buch mit krausen Lettern,
Die Jahre fliehen, und du merkst es kaum —
Dann grüße dich aus den vergilbten Blättern
Der sel'gen Kindheit Paradiesestraum!

Dutzend-„Herrenmenschen“.

Aus der Not eine Tugend zu machen,
Gehört nicht grad' zu den schwierigsten Sachen;
Brauchst nur die Moral nach der Sünde zu strecken,
So wird sie dein Erröten verdecken.
Du kannst dich als Philosophen loben:
Zum „Uebermenschen“ wächst du — nach *oben*.
Zwar *unten* sieht's etwas anders aus:
Da gucken — die nackten Beine heraus.

Gott grüsse das Handwerk!

(Zur Eröffnung der Zeitschrift: „Der Deutsche Tischlermeister".)

Dem ehrsamen Handwerk Heil, Segen und Gruß, dem alten, lobesamen!
Zum neuen Werke die Hände geregt und vorwärts in Gottes Namen!
Nicht Bitten helfen dem Handwerk auf, nicht bängliches Zaudern und Klagen, —
Nur die eigene Kraft und die eigene Faust und mutiges Wetten und Wagen!

So tritt denn als Freund und Bundesgenoss' in den Kampf der Hände und Geister
Zur Seite dem edlen Handwerk heut „Der Deutsche Tischlermeister",
Den blinkenden Hobel in rüstiger Faust und der Säge schneidende Zähne,
Zu zimmern an dem gemeinsamen Werk, daß lustig fliegen die Spähne!

Doch nimmer vergesse gläubigen Sinns in Worten und Werken zu loben
Das Handwerk den Meister des Meisterwerks, den Weltenzimmerer droben,

Auf daß er die gnädige Vaterhand zu fröhlichem Schaffen uns leihe,
Im reinen Gemüte des Kunstideals allein verklärende Weihe.

Denn nur wer höheres Ziel erstrebt, dem wachsen auch höhere Kräfte, —
Nicht aus dem Erdenschoße allein zieht der Baum die belebenden Säfte;
Erst in der freien, der Himmelsluft treibt er Blüten, Früchte und Samen,
Drum hoch die Hände und Herzen auch und vorwärts in Gottes Namen!

Waldestraum.

Im rauſchenden Walde ſaß ich
Auf einem gefallenen Baum,
Durch meine Seele gezogen
Kam mancher luſtige Traum.

Die ſchlanken, nickenden Tannen
Im breiten grünen Gewand,
Die hatte ich gleich als Damen
Im bauſchigen Reifrock erkannt.

Sie waren mit ſchneeigen Spitzen
Verziert und nickten nur leis,
Wenn eine Birke verbeugend
Sich neigte in ihren Kreis.

Die Birkenbäume, die ſchienen
Viel brave und artige Herrn;
Bedeckt war manche Wunde
Mit ſchwarzem Ordensſtern.

Sie flüsterten nur miteinander,
Wenn eine Dame kokett
Sich wiegte, als wollte sie zeigen,
Wie ihre Taille so nett!

Wer alle sie in Bewegung
Gesetzt, ich glaube er hieß —
Der „gute Ton", den der Sturmwind
Auf seiner Pfeife just blies.

Bechersprüche.

Einem 70jährigen Geburtstagskinde.

I.

Neue Jugend mit jedem Zuge,
Neue Kraft mit jedem Trunk!
In der Jahre raschem Fluge
Was du bist, das bleibe: — jung!

II.

Sprüht dir des Bechers perlender Schaum,
Denk': Auch die Jahre sind nur ein Traum.
Tief aus des Innern goldigem Saft
Strömt dir die Jugend, quillt dir die Kraft!

III.

In Gottes Furcht und Christi Lehre
Fand'st du dein Glück und deine Ehre;
So blieb bis zu der Siebzig Schwelle
Das Herz dir jung, das Auge helle!

Zum ersten Grotthuss'schen Familientage.

(Aus Berlin nach Wainoden in Kurland gesandt.)

Zum erstenmal vereinigt hier im festgefügten Bunde,
Seid herzlich alle mir gegrüßt zu dieser Feierstunde,
Ihr Zweige unsers alten Stamms, der in der Zeiten Tosen,
Noch immer kräft'ge Sprossen treibt und jugendholde Rosen!

Tief senken seine Wurzeln sich in ferne alte Tage,
Und seine Wiege ruht verhüllt vom Nebel grauer Sage.
Schon manch' Jahrhundert schwand dahin, seit aus Westfalenlande
Mit Schild und Schwert der erste Ahn' betrat die Ostseestrande.

Wo immer Recht und Mannesmut und deutsche Mannentreue
Des heißen Kampfes Losung war, da traten ohne Reue
Auch unsre Väter frank und frei gewappnet in die Schranken
Mit ihrem guten alten Schwert und mit dem Schild, dem blanken.

Die „alte“ Zeit, die „gute“ Zeit, so viel geschmäht, bewundert, —
Sie ist auf immerdar dahin, es kam ein neu Jahrhundert;
Es kam die Zeit, die altes Recht und alte Treu gebrochen
Und doch manch' herbes Strafgericht mit strengem Ernst gesprochen!

Doch ist die Not der Zeiten groß und dräuen rings Gefahren,
So gilt es darum doppelt nur, zu retten und zu wahren.
Drum Heil und Segen eurem Werk, ihr wackern Schildgenossen,
Die ihr die alte Treue wahrt dem Stamm, dem ihr entsprossen.

Ja, Heil und Segen eurem Werk, Heil dem Familienbunde!
Und mög' er lindern manches Leid und heilen manche Wunde!
Und mög' er blühen allezeit bis in die fernsten Tage,
Daß immerdar das „grote Hus“ auf festen Säulen rage!

Aus fremden Gärten.

Johann Ludwig Runeberg.

1. Wie glücklich bin ich!

Wie glücklich bin ich! An des Lebens Morgen
Durchschifft der Hoffnung klare Seen mein Sinn —
Dem Segler gleich, der jubelnd, fern von Sorgen,
Auf leichtem Kahn im Sommer zieht dahin;
Wohin er schaut —: nur grüne Hügel malen
Voll Laubes zitternd, Blumen sich dem Blick,
Und drüber wölbt der Himmel sich voll Strahlen
Und lächelt strahlend aus der Flut zurück.

Wie glücklich bin ich! Sind der Erde Enden,
Die weite Welt nicht offen meinem Zug?
Hab' ich der Schätze nicht genug in Händen:
Die reine Lyra mit des Liedes Flug?
Hab' ich nicht eine Sprache, die verständlich
Selbst zu des Südens nacktem Sohne spricht,
Auf heller Stirn die frische Ruhe endlich
Und Liebe in der freien Augen Licht?

Wie glücklich bin ich! In erneutem Spiele
Umgaukelt mich das Ideal im Tanz;
Die Ehre steht an meines Weges Ziele
Und winkt mir lächelnd mit des Sieges Kranz.

Die Sonne der Unsterblichkeit erhebt sich,
Vergoldend mir mein heißersehntes Ziel,
Und keines Zweifels niedre Furcht umwebt mich,
Der in den stolzen, kühnen Busen fiel.

Wie glücklich bin ich! Denn ein Mädchen teilet
Erinnrung, Hoffnung, Liebeslust mit mir!
Giebt's noch ein Glück, das ferne von mir weilet,
Das such' ich auf in ihrem Arm, bei ihr.
In ihrer Blicke unschuldsvoller Wärme
Ist der Gefühle Lenz in mir erblüht,
Und ihre Küsse sind wie Falterschwärme
Ums Paradies, das mir im Herzen glüht!

Wie glücklich bin ich! Wenn der Morgen bleichet,
Bleibt mir zum Trost der Leyer süßer Ton!
Wie glücklich bin ich! Wenn das Lied entweichet,
Strahlt Ruhmesglanz um meinen Namen schon!
Doch, wenn des Ruhmes Zungen er entflogen,
Bleibt mir doch noch des Mädchens Augenpaar,
Und, wenn auch sie sich meinem Blick entzogen,
Bleibt die Erinnrung mir — deß', was ich war!

2. Der Schwan.

Vom purpurfarb'gen Wolkenrand
Flog still ein Schwan zu Thal
Und sang an eines Flusses Strand
Im Juni-Abendstrahl.

Es preist sein Lied des Nordens Pracht,
Die heitern Himmelshöhn,
Wie dort der Tag die ganze Nacht
Vergißt zur Ruh zu gehn;

Wie dort der Schatten tief und weit
Um Birk' und Erle ruht,
Und jede Bucht wie goldbestreut,
Kühl jeder Welle Flut!

Welch süß', unendlich süßes Wort
Dort sei der Freundschaft Glück,
Und wie die Treu geboren dort,
Dorthin sich sehnt zurück!

Von Well' zu Welle tönend wiegt
Sich seines Liedes Klang,
Doch als er sich ans Liebchen schmiegt,
Da war's, als ob er sang:

„Wenn dem Jahrhundert unbekannt
Mein Leben auch entflieht,
Ich hab' geliebt am nord'schen Strand,
Sang seinem Lenz mein Lied!"

Michail Jurjewitsch Lermontoff.

1. Wenn reifend rings — —

Wenn reifend rings die goldnen Aehren wogen,
Der frische Wald im Windeshauche rauscht,
Die Purpurpflaume, halb dem Blick entzogen,
Hervor aus laub'gem Dunkel lieblich lauscht;

Wenn, von dem duft'gen Tau besprengt, am Strauche
Das Maienglöcklein mir entgegenblickt,
Im Abendrot, im goldnen Morgenhauche,
Und traulich mir sein Silberköpfchen nickt;

Wenn spielend sich der Quell im Thale schaukelt
Und den Gedanken tief in Träume singt,
Mich mit geheimnisvoller Mär umgaukelt,
Vom Friedensreiche, dem er kühl entspringt:

Dann fühl' ich leise meinen Gram entschwinden,
Der Stirne Falten glätten sich zumal,
Das Glück der Erde kann ich dann empfinden
Und Gott seh' ich in seinem Himmelssaal . . .

2. Das Gebet.

Trübt mich ein Leid, ein drückendes,
In Stunden bang und schwer,
Ein wunderbar beglückendes
Gebet sag' ich dann her.

Gewalten, segenkündende,
Hat sein lebend'ger Klang,
Und Lust, nicht zu ergründende,
Der heilige Gesang.

Wie eine Last rollt nieder dann
Der Zweifel und entweicht.
Ich glaub' und weine wieder dann,
Und leicht wird mir, so leicht. . .

Inhalts-Verzeichnis.

Junge Kämpfe.

Seite

Der Springquell 3
Ein Traum im Allerheiligsten 5
Was sind die Sterne? 6
Menschenlos 7
Monolog eines Wahnsinnigen 8
Giebt es drüben einen zweiten Himmel 10
Titanenandacht 12
Nach geschlagener Schlacht 14
Sühne 16
Der Traum ist süß 17
Die Stunde 19
Gottsuchers Frühlingslied 20
Gottsuchers Herbstlied 21
Das verlorene Paradies 23
Sonntagsmorgen! 24
An Gott! 30

Wellenschaum und Rosentraum.

Ein Jugendmärchen.

1. Der Sturm schwingt seine Geißel 33
2. Mitleidsvoll den dunklen Tiefen 34
3. Lieblich am Strande 35
4. Ermüdet von der Liebe langem Warten 37
5. Lied der Wellen 39
6. Lied der Winde 41
7. Und als ihn die Rose erblickte 43
8. Und von der Stund' an löste die Rose 44
9. Epilog 45

Lieder.

Beruf des Liedes 49
Ein Lied vom Scheiden 50
Nachtgefühle 51

Seite
Frühlings Abfahrt 52
Die schwarze Blume 53
Heimatklänge 54
Das Sträußlein aus Moos 55
Es fiel ein Strahl von oben 56
Heimweh 58
Letzter Wunsch 59
Dem Blumenkelche gleicht das Herz 60
Sturm 61
Winter 62
Wie der Bach ein See ward 63
O schwere Pein! 65
Morgenläuten 66
Abendläuten 67
An eine frühverwelkte Rose 68
Träumerei 69
Nachtmärchen 70
Wellikan 71
An den Lindenbaum vor meinem Fenster 72
O wären meine Lieder! 73
Die Rose 74
Es wird mein Herz so stille 75
Funkeln und verglühen 76
Herbst-Elegie 77
Mein letztes Lied 78
Ich bin müde, laßt mich schlafen gehn! 79
Alles eitel! 81

Im finsteren Thale!

Die Nacht 85
Der Kranke 89
Erkenntnis 90
Nicht weinen? 91
Einsiedlers Christnacht 92
Einsiedlers Sylvester 93
Der fahrende Sänger 95
Der toten Schwester zum Geburtstage 97
Einsam! 99
Genug! 100
Das Begräbnis 101
Mitleid 103
Dankgebet! 105

Kreuz und Krone.

Seite

Wenn sich die Seelen wiedersehen 109
Dichterkrone 110
Weihnachten 111
Kaiser Wilhelms I. Aufbahrung im Dome zu Berlin 115
Der neue St. Georg 117
Von Gottes Gnaden 119
Der deutschen Kaiserin Auguste Viktoria zum Geburtstage . . . 125
Heroldsruf 127
Des alten Kaisers Heimgang 129
Der Türmer.
1. Morgenlied 131
2. Abendlied 134
Baltisches Lied 136

Ein Gassenbild des Lebens.

Mondhelle Nacht 139

Wegekraut.

Der Selbstmörder 155
Einem Täuflinge 158
Dutzend-„Herrenmenschen" 159
Gott grüße das Handwerk! 160
Waldestraum 162
Becherspräche 164
Zum ersten Grotthuß'schen Familientage 165

Aus fremden Gärten.

Johann Ludwig Runeberg.
. Wie glücklich bin ich! 169
2. Der Schwan 171
Michail Jurjewitsch Lermontoff.
1. Wenn reifend rings 172
2. Das Gebet 173

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

In dritter Auflage ist erschienen:

Probleme und Charakterköpfe.

Studien zur Litteratur unserer Zeit.

Von

Jeannot Emil Freiherrn v. Grotthuß.

3. Auflage (5. bis 6. Tausend).

VIII, 418 Seiten.

Geheftet Mk. **5.50.** Schön gebunden **7** Mark.

Inhalt:

I. Vorwort. — II. Alte und neue Ideale. — III. Friedrich Nietzsche. — IV. Gerhart Hauptmann. — V. Hermann Sudermann. — VI. Richard Voß. — VII. Das erotische Problem in der Litteratur. — VIII. Drei deutsche Hausporten (Felix Dahn, Georg Ebers, Wilh. Heinr. Riehl). — **IX. Moderne deutsche Lyrik** (Detlev Freiherr von Liliencron, Richard Dehmel). — **X. Henrik Ibsen. — XI. Graf Leo Tolstoi. — XII. Don José Echegaray. — XIII. Guy de Maupassant. — XIV. Publikum, Litteratur und Presse.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

In vierter Auflage ist erschienen:

Der Segen der Sünde.

Geschichte eines Menschen.

Von

Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß.

4. Auflage (8. bis 10. Tausend).

8°. 169 Seiten. Geheftet **2** Mark. Schön gebunden **3** Mark.

Die schnelle Aufeinanderfolge mehrerer Auflagen der Grotthußschen Schriften ist ein Beweis für das ungewöhnliche Interesse, das sie hervorgerufen haben.

Vom Oktober 1898 ab erscheint:

Der Türmer.

Monatsschrift für Gemüt und Geist.

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß.

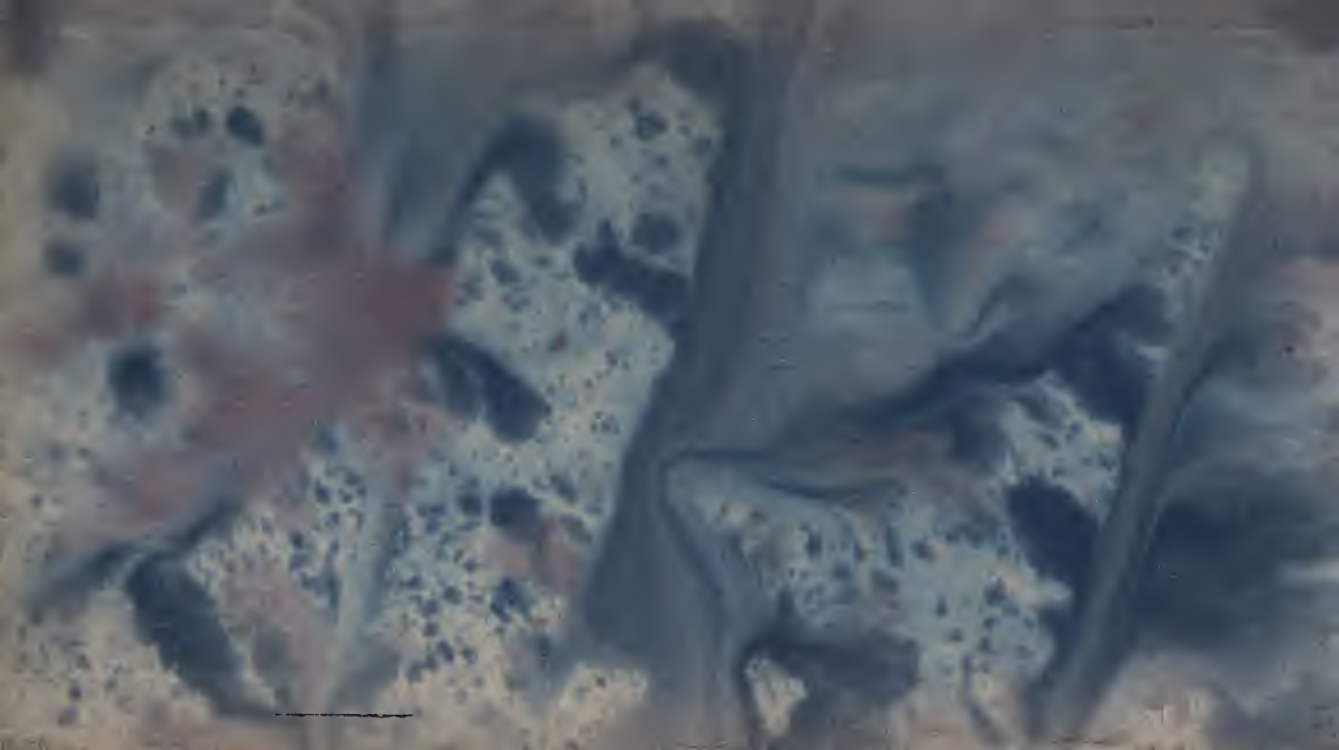
Preis vierteljährlich **4** Mark.

Wer ernsten und einfachen Sinnes nach Klarheit und Wahrheit, nach innerer Sammlung und Vertiefung, nach bleibendem Gewinn auch in seiner Unterhaltung trachtet; wer neben einseitiger, kalter Verstandesübung auch die warmen Rechte des Gemüts gewahrt wissen will, Erquickung im Schönen, Erhebung im Wahren sucht, dem sei diese Zeitschrift empfohlen.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Author Grotthuss, Jeannot Emil von
Title Gottsuchers Wanderlieder.
205084
LG
G 8818g

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU